

2020 | Nr.30 | 3,00 €

einsteins.

Das Magazin der Eichstätter Journalistik



Solidarität

/Die Welt öffnet sich wieder

Der Flughafen München steht für einen verantwortungsvollen und sicheren Neustart. Gemeinsam mit unseren Partnern bringen wir Bayerns Drehscheibe für den Luftverkehr wieder in Schwung.

Verbindung leben



Editorial

Solidarität – ein Wort, das man in Zeiten von Corona nahezu an jeder Straßenecke hört. Doch unser Thema stand bereits fest, bevor die Pandemie nach Deutschland kam. Zunächst dachten wir an Ehrenamt und Nachbarschaftshilfe.

Während der ersten Planungen unseres Magazins breitete sich das Virus immer mehr in Deutschland aus und jede*r in der Gesellschaft war aufgefordert, sich solidarisch zu zeigen: Zuhause bleiben, Maske tragen, in der Nachbarschaft helfen – eigentlich ist es ganz einfach. Doch Solidarität ist

nicht nur in Krisenzeiten wichtig. Es geht nicht nur um ehrenamtliches Engagement oder darum, Senior*innen über die Straße zu helfen.

Während unserer Recherche haben wir festgestellt, dass Solidarität viele verschiedene Facetten hat. Jedes unserer Reporterteams hat das Thema daher aus seiner eigenen Perspektive betrachtet. Doch war wegen Corona die Produktion von einsteins dieses Jahr schwieriger denn je. Nur selten konnten wir uns persönlich treffen und eine Recherche vor Ort war kaum möglich.

Am Anfang bezweifelten viele, dass wir aufgrund der erschwerten Bedingungen überhaupt ein Heft, ge-

schweige denn ein crossmediales Magazin zustande bringen würden. Zumal wir auch ein Jubiläum zu feiern haben. einsteins wird 30 Jahre!

Zugegeben: Auch wir hatten am Anfang unsere Bedenken. Wer wissen möchte, mit welchen Problemen wir noch zu kämpfen hatten, findet bei den „Geschichten aus 30 Jahren“ einen Text von Nadja und Franziska. Letztendlich sind wir doch rechtzeitig fertig geworden. Nur das Editorial musste auf den letzten Drücker geschrieLorem ipsum dolor sit amet, consetetur sadipscing elitr, sed diam nonumy eirmod tempor invidunt ut labore et dolore magna aliquyam erat, sed diam voluptua.

Nina Müller und Henri Gallbronner
für die einsteins-Redaktion



Die ersten Entwürfe wurden an einer Wäscheleine aufgehängt, da ein Treffen in der Uni nicht möglich war (Foto: Maximilian Weidmann).

Inhalt

einsteins. *Print*

01 Editorial

02 Inhalt



04 Im Team für Gerechtigkeit

Weshalb Gewerkschaften bis heute wichtig für die Demokratie sind



10 Tiger, Wasserkäfer & Co.

Artenschutz oder Gefangenschaft – Sind Zoos und Tierparks solidarisch?



20 Einer für alle oder jeder für sich?

Wie Profisportler versuchen, die Arbeitsplätze abseits des Spielfelds zu retten



24 Geschichten aus 30 Jahren

Technische Schwierigkeiten, Pizzaorgien und Corona: Erinnerungen aus drei Jahrzehnten einsteins



30 Sofa zu verschenken

Andreas Heller spendete die Organe seines verstorbenen Sohnes, um anderen eine Chance auf Leben zu geben



34 Geben und Nehmen: Blut, Haare, Organe

Eine Infografik über den Körper und mögliche Spenden

Die Säulen des Magazins

Die besten Cover, Geschichten und größten Katastrophen in 30 Jahren einsteins

37



Erst Liebe, dann Schläge, dann Flucht

Frauenhäuser sind Zufluchtsorte für Betroffene häuslicher Gewalt. Doch die Kapazitäten sind begrenzt

42



Symbole der Solidarität

Hashtags, Peace-Zeichen und Regenbogenflagge als Zeichen der Solidarität

48



„Das hier ist kein Leben. Es ist lebendiges Leiden.“

Rettung in Sicht und dennoch unerreichbar: Die Situation im Flüchtlingslager Moria auf der griechischen Insel Lesbos

50



Beruhigender Euphemismus

Green Book und Blind Side – Feelgood-Filme für weiße Zuschauer*innen

56



Ein bisschen Frieden

Der Eurovision Song Contest verbindet Menschen. Für das Ehepaar Burkhard und Miguel ist der Wettbewerb mehr als eine Show

62



Mehr einsteins

67

Redaktion

68

Impressum und Spendenaufruf

70



Gewerkschaften

Im Team für Gerechtigkeit

Erste Vorläufer der Gewerkschaften entstanden vor fast 200 Jahren. In vielen Branchen ist die Organisation von Arbeiter*innen eine Herausforderung. Weshalb Gewerkschaften ein wichtiges Gut unserer Demokratie sind und wofür wir sie brauchen.

Text: Laura Feuerlein, Jonathan Guthy, Lisa-Maria Schröpfer und Alexander Steger

Wenn sich Michael Bauer, 24, Eisenbahner mit Leib und Seele, an seine Ausbildungszeit bei der *Deutschen Bahn* erinnert, muss er immer wieder schmunzeln. „Das, was wir im Dezember 2018 gemeinsam erreicht haben, war etwas Großes“, erzählt der hoch gewachsene Trieb-

wagenführer. Nach seinem Abitur 2014 am Luisenburger-Gymnasium Wunsiedel studierte er zuerst Latein und Religionslehre auf Lehramt, brach jedoch ab. „Ich habe relativ schnell gemerkt, dass ich einfach den direkten Kontakt zu Menschen brauche. Die Städte, die ich immer wieder anfahren darf, und vor allem meine Kolleg*innen geben mir jeden Tag das Gefühl, genau rich-

tig entschieden zu haben“, sagt er mit einem Lächeln. Mit dem Start in seine Ausbildungszeit bei *DB Regio* ist er auch in eine für ihn „besondere“ Verbindung eingetreten, die *Eisenbahn- und Verkehrsgewerkschaft (EVG)*. „Aktives Zusammenschließen mit seinem Nächsten kann Berge versetzen“, sagt er. So war es auch bei den Tarifverhandlungen der EVG 2018, als sich



Geldtransportfahrer*innen demonstrieren 2019 in München für mehr Lohn (Foto: Robert Haas, picture alliance/Sueddeutsche Zeitung).

Bauer mit seinen Kolleg*innen für die Tarifrunde die eine oder andere Nacht um die Ohren geschlagen hat. „Wir konnten alle unsere 37 Forderungen durchsetzen. Genau dieses Erlebnis hat mir in meiner Ausbildungszeit gezeigt, dass man mit gegenseitiger Solidarität und einem starken Zusammenhalt große Dinge auf die Beine stellen kann“, sagt Bauer. Eine Erklärung für die Erfolge der EVG hat er auch parat: „Wir leben Gemeinschaft. Genau deshalb waren wir so erfolgreich.“ Er hat sogar den Posten als Ortsjugendleiter übernommen. „Ich finde es wichtig, dass sich auch junge Menschen solidarisieren und ihre Forderungen einbringen. Denn das stärkt den Zusammenhalt.“

Langer Weg zu organisierten Streiks

Heute sind organisierte Proteste von Arbeitnehmer*innen nichts Ungewöhnliches. Doch das war nicht immer so. Der Weg hin zu Gewerk-

schaften, wie wir sie kennen, war in Deutschland ein langwieriger Prozess. „Gewerkschaften kommen zuerst im Industriekapitalismus auf“, erklärt Professor Stefan Berger, 54, Direktor des Institutes für Soziale Bewegung an der Ruhr-Universität Bochum.

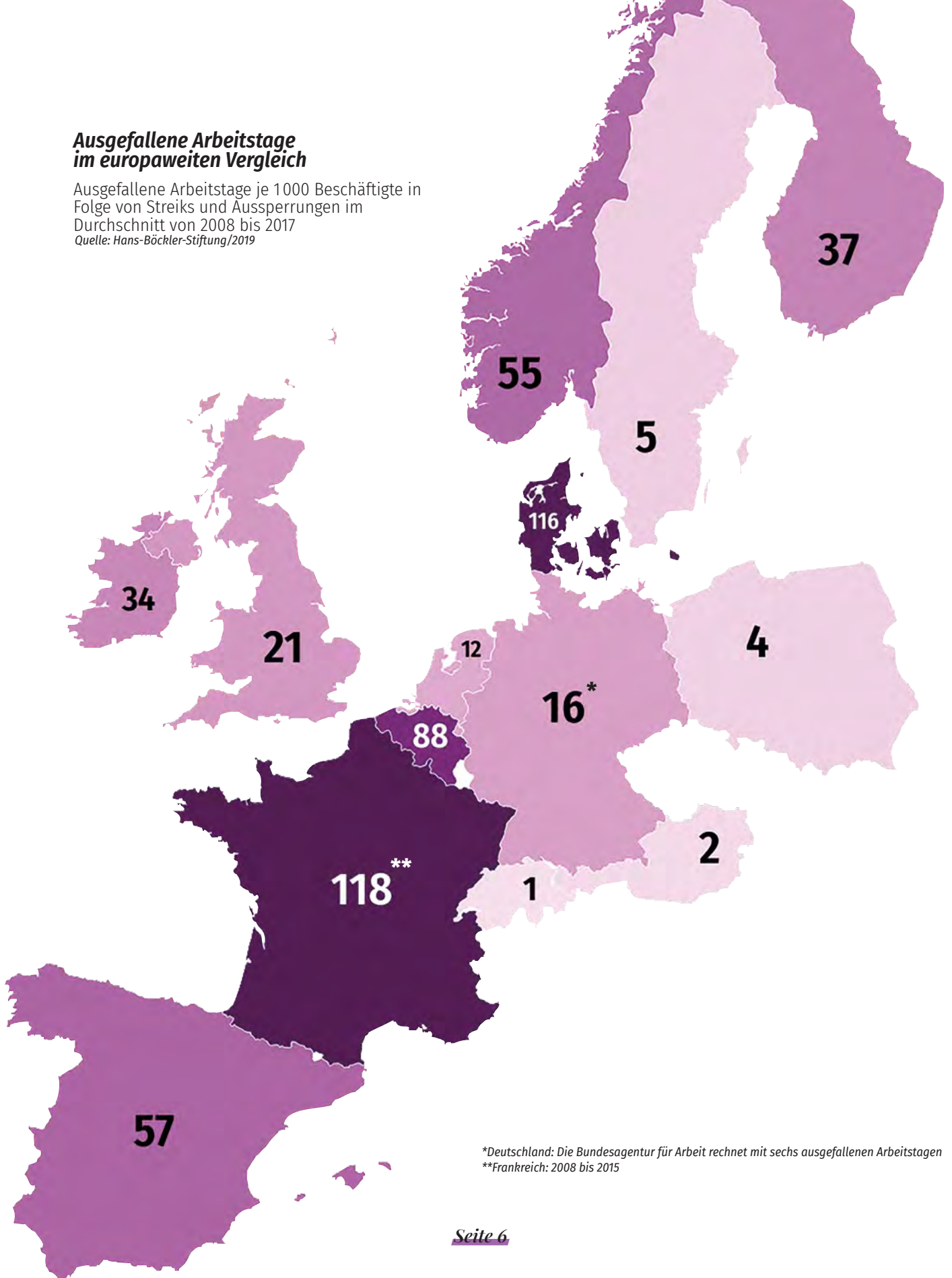
Der große Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet 1889 forderte elf Tote und zwei Dutzend Verwundete durch eine militärische Intervention. Die Aufstände wurden zum Ausgangspunkt für den Durchbruch der Gewerkschaftsbewegung im Ruhrbergbau. Ab 1890 konnten Gewerkschaften legal auftreten. Ein weiterer bahnbrechender Erfolg war der aus dem Streik folgende Erlass des Arbeiterschutzes: Sonntagsarbeit in der Industrie wurde generell verboten und in Handel und Gewerbe auf maximal fünf Stunden begrenzt. Kinder unter 13 Jahren durften ab diesem Zeitpunkt nicht mehr in Fabriken beschäftigt werden. Auch der Hamburger Hafendarbeiterstreik

1896/97 von über 17000 größtenteils unorganisierten Streikenden hatte einen massiven Zuwachs an Gewerkschaftsbeitritten zur Folge. In der Zeit der Weimarer Republik nahm die Zahl der Streikaktivitäten rapide ab. Wegen der Inflation machte sich flächendeckend Verbitterung und Resignation unter den Arbeitnehmer*innen breit.

„Am 2. Mai 1933 wurden die Gewerkschaften zerschlagen und deutsche Gewerkschaftshäuser besetzt“, erzählt Berger. „An die Stelle der Gewerkschaften trat bei vielen Arbeitern nun die sogenannte Deutsche Arbeitsfront. Im Sinne der Volksgemeinschaftsideologie der Nationalsozialisten.“ Nach der Zerschlagung des Dritten Reiches halfen die Alliierten dabei, die Gewerkschaften wieder aufzubauen. „Fortan war es im Sinne der Gewerkschaften, eine Einheit zu bilden“, sagt Berger. Dies gelte als Lehre aus ihrer Unterdrückung durch die Nationalsozialisten. Anschließend

Ausgefallene Arbeitstage im europaweiten Vergleich

Ausgefallene Arbeitstage je 1000 Beschäftigte in
Folge von Streiks und Aussperrungen im
Durchschnitt von 2008 bis 2017
Quelle: Hans-Böckler-Stiftung/2019



*Deutschland: Die Bundesagentur für Arbeit rechnet mit sechs ausgefallenen Arbeitstagen

**Frankreich: 2008 bis 2015

wurde das Tarifvertragsgesetz in den westlichen Besatzungszonen erlassen. Seitdem sind Proteste von Arbeitnehmer*innen und die Niederlegung der Arbeit für bessere Arbeitsbedingungen fest in der Gesellschaft verankert. Im europaweiten Vergleich liegt Deutschland bei den jährlich streikbedingt ausgefallenen Arbeitstagen bei 16 je 1000 Beschäftigte, wie eine Erhebung der *Hans-Böckler-Stiftung* von 2019 zeigt. An der Spitze steht Frankreich, unter anderem mit den zahlreichen Protesten gegen die Rentenreformen (118 Tage). Schlusslichter sind die Schweiz (ein Tag) und Österreich (zwei Tage).

Große Herausforderungen bei den Medienschaffenden

Einen Rückstand gegenüber der gewerkschaftlichen Organisation in der Industrie haben Arbeitnehmer*innen in der Medienbranche. Die *Deutsche Journalistinnen- und Journalisten-Union* (dju) verzeichnet etwa 20000 Mitglieder und ist im Fachbereich Medien, Kunst und Industrie der *Vereinten Dienstleistungsgewerkschaft* (ver.di) organisiert. Klaus Schrage, 62, ist Sprecher der Nürnberger dju und Redakteur bei den *Nürnberger Nachrichten*. Er sieht in der gewerkschaftlichen Organisation von Journalist*innen insbesondere zwei Herausforderungen.

Eine davon ist die Schwierigkeit, freie Journalist*innen genauso gut zu vertreten wie Festangestellte. Normalerweise führen Gewerkschaften Tarifverhandlungen mit Unternehmen, um Arbeitsbedingungen und die Höhe des Lohns festzulegen. Doch bei freien Journalist*innen gestaltet sich die Aufgabe etwas schwierig. Laut Schrage gibt es zwar „allgemeinverbindliche Vergütungsregeln“, die das Honorar für freie Journalist*innen festlegen. Jedoch halten sich die Verlage oft nicht daran. „Das ist auch eine häufige Kritik

an den Gewerkschaften oder auch an uns. Da heißt es dann, um die Festangestellten kümmert ihr euch und um die Freien nicht.“ Wie gravierend die Unterschiede zwischen freien Journalist*innen und Redakteur*innen sind, zeigt sich besonders deutlich, wenn gestreikt wird. Redakteur*innen, die in der Gewerkschaft sind, bekommen Streikgeld, wenn sie ihre Arbeit niederlegen. „Für den freien Journalisten ist es schwieriger zu sagen, ich verweigere jetzt die Arbeit“, erklärt Schrage. Denn die Folge für streikende freie Journalist*innen sei, dass sie von der Redaktion keine Aufträge mehr bekämen. „Es ist schwierig, unter freien Journalistinnen und Journalisten die Solidarität zu organisieren“, schildert Schrage die Problematik.

Die zweite Herausforderung in der Journalismus-Branche ist, dass es neben der dju eine weitere Gewerkschaft gibt, die Journalist*innen vertritt. Der *Deutsche Journalisten-Verband* (DJV) hat circa 30000 Mitglieder. Je mehr Mitglieder eine Gewerkschaft hat, umso tariffähiger ist sie. Das heißt, sie kann in Verhandlungen mehr Druck ausüben. Immer wieder komme es deshalb auch zu Tarifabschlüssen, die beide Gewerkschaften gemeinsam für ihre Mitglieder abschließen, erklärt Paul Eschenhagen vom DJV. „Aber manchmal macht dann auch jeder, was er für die eigenen Mitglieder besser oder richtiger hält.“

„Es ist schwierig, unter freien Journalistinnen und Journalisten die Solidarität zu organisieren.“

Sorgenkind Pflegebranche

Neben der Medienbranche ist auch im Dienstleistungssektor die Organisation in Gewerkschaften nicht so stark wie in der Industrie. Die größte Gewerkschaft im Bereich der Dienstleistungen ist ver.di. Mit knapp zwei Millionen Mitgliedern ist sie die zweitgrößte Gewerkschaft in Deutschland nach der *IG Metall* (IGM). Innerhalb von ver.di gibt es 13 Fachbereiche, in der die Mitglieder unterschiedlicher Branchen organisiert sind. Bernhard Bytom, 56, ist Gewerkschaftssekretär des Fachbereichs für Gesundheit, soziale Dienste, Wohlfahrt und Kirchen bei ver.di Mittelfranken. Für ihn sind



Ein ausführliches Interview mit Kevin Kühnert und einen Zeitstrahl zur Entwicklung von Gewerkschaften findet ihr auf unserer Website.

die wichtigsten Aufgaben einer Gewerkschaft höhere Löhne „und bessere Arbeitsbedingungen für Beschäftigte zu erzielen“.

Um das zu erreichen, führen unter anderem Vertreter*innen von ver.di Verhandlungen mit den jeweiligen Arbeitgeber*innen. Doch oftmals sind bloße Verhandlungen nicht zielführend. Bessere Bedingungen werden mittlerweile auch immer wieder im Gesundheitsbereich, unter anderem für die Belegschaft von Krankenhäu-

„Wir sind ein Überwachungsorgan und schauen, ob der Arbeitgeber die gesetzlichen Bestimmungen einhält.“

sen, mit Streiks erzielt. Beispielsweise legte das Pflegepersonal an der Charité Berlin im Herbst 2017 seine Arbeit nieder. Gerade bei solchen Aktionen im Gesundheitsbereich muss vorher sichergestellt werden, „dass keine Menschenleben gefährdet werden und keine gesundheitlichen Schäden zurückbleiben“, betont Bytom. Wenn das Krankenhauspersonal einen

Streik ankündigt, sei es wichtig, dass die Ankündigung rechtzeitig erfolge. Somit habe der Arbeitgeber noch die Chance, die bestreikte Station leer zu räumen.

In Deutschland ist gerade die Pflegebranche im Vergleich zur Industrie eher schlecht in Gewerkschaften organisiert. Grund dafür ist, dass Pflege bis vor einigen Jahrzehnten

häufig noch von Nonnen und Ordenschwestern ausgeübt und somit nicht als Erwerbstätigkeit angesehen wurde. Erst ab den 70er Jahren begannen Pflegekräfte, sich gewerkschaftlich zu organisieren, erklärt Bytom. „Von daher haben wir in der Branche immer noch einen Rückstand gegenüber der klassischen Facharbeiterschaft in der Industrie, der einfach nicht von heute auf morgen aufzuholen ist.“

Betriebsräte – Stimmen der Arbeitnehmer

Unter dem Dach der IGM sind 2,2 Millionen Arbeiter*innen der Metallbauindustrie vereinigt. Wie ver.di unterstützt die IGM Betriebsrät*innen, indem sie diese ausbildet oder ihnen Informationen, beispielsweise zu Tarifverträgen, zur Verfügung stellt. einsteins hat mit einem Betriebsrat und

Anzeige



Y = Yoga ist für ALLE, das heißt du musst nicht gelenkig sein und viel Kraft haben, um Yoga zu üben. Jeder übt für sich auf seiner Matte. Yoga soll Spaß machen und einfach nur gut tun.

E = Entspannung/Meditation ist ebenfalls für jeden geeignet, der sich eine Auszeit vom Alltag nehmen will.

S = Schönes für Dich oder als Geschenk für einen lieben Menschen.

YES, ein JA zu DIR!

Tu deinem Körper was Gutes, damit deine Seele Lust hat, darin zu wohnen.
Tatiana von Biele

Das aktuelle Kursprogramm sowie Workshops findest du auf meiner Homepage sowie im Studio. Gerne kannst du meine Räumlichkeiten auch für Workshops oder um selbst Kurse zu geben anmieten.

Im Shop findest du viel „SCHÖNES“

- Bekleidung, fair und nachhaltig produziert, auch für andere Sportarten oder für deine Freizeit
- Meditationskissen
- Yogablocke
- Augenkissen
- Schmuck
- BIO-Tees
- Karten
- ...und vieles mehr.



Ich freue mich auf dich 

einer Betriebsrätin von *Schaeffler* in Herzogenaurach gesprochen, die ihre Namen nicht nennen möchten. „Seit den 50er-Jahren gibt es im Unternehmen schon einen Betriebsrat“, erklärt der *Schaeffler*-Mitarbeiter. Das Gremium besteht bei der Firma aus insgesamt 37 Betriebsrät*innen, 13 davon sind freigestellt. Das bedeutet, dass er während seiner Amtszeit nicht in seiner Fachabteilung arbeitet. „Ich bin zwar im Hintergrund immer noch Spezialist in meiner Abteilung, aber ich muss in den vier Jahren, für die ich gewählt wurde, meine Arbeitsleistung nicht erbringen.“ Bei seiner Kollegin ist das anders. Sie erledigt ihre Hauptarbeit in ihrer Fachabteilung, denn sie ist „nur“ Ersatzbetriebsrätin. „Das heißt, wenn die ordentlichen Mitglieder zu den Sitzungen geladen werden und verhindert sind, kommen die Ersatzbetriebsräte in die Sitzung mit rein“, erklärt sie. Somit wird sichergestellt, dass der Betriebsrat beschlussfähig ist.

„Wir sind im Prinzip ein Überwachungsorgan, und schauen, ob der Arbeitgeber die gesetzlichen Bestimmungen einhält“, erläutert der *Schaeffler*-Mitarbeiter. Betriebsrät*innen haben ein Mitspracherecht bei Arbeitszeiten, zum Beispiel bei der Gestaltung von Schichtplänen, und bei Gehaltsfragen, beispielsweise wenn es um Boni geht. Deshalb seien die Arbeitsbedingungen in Betrieben, in denen es einen Betriebsrat gibt, besser, erklärt die IGM auf ihrer Website.

Die Arbeitnehmer*innen profitieren durch den Betriebsrat, da er sich für ihre Bedürfnisse einsetzt. Für die einzelnen Betriebsrät*innen ist ihr Engagement aber oftmals mit großen Hürden verbunden. Seitdem die jetzige Ersatzbetriebsrätin bei der Betriebsratswahl vor zwei Jahren angetreten ist, „ist der Ton schon rauer geworden“, beschreibt sie das

Verhältnis zwischen ihr und ihrem Abteilungschef. „Es ist schon mittelschweres Mobbing. Mein 40-Stunden-Vertrag wurde mir gekündigt, als ich gesagt habe, ‚ich stelle mich zur Wahl.‘“ Bei *Schaeffler* ist gemäß IGM-Tarifvertrag die 35-Stunden-Woche die Basis. Einen Vertrag über 40 Stunden bekommt nur ein geringer Teil der Belegschaft. Dieser Vertrag ist von beiden Seiten mit einer drei-Monats-Frist kündbar. Seit der Kündigung ihres Vertrags, arbeitet die Ersatzbetriebsrätin wieder fünf Stunden weniger pro Woche. „Es fühlt sich an wie eine Abstrafung, da mein Chef gegen meine Kandidatur nichts ausrichten konnte. Für mich bedeutet das 14 Prozent weniger Gehalt zu bekommen, bei gleichem Workload.“

Dass es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen Vorgesetzten und Betriebsrät*innen kommt, ist der IGM bekannt. Auf ihrer Website erklärt die Gewerkschaft, dass es sogar Anwaltskanzleien gibt, „die auf die Jagd von Betriebsräten und Gewerkschafter*innen spezialisiert sind.“

Wenig Mitbestimmungsrecht für Arbeitnehmer*innen

Rein rechtlich haben Arbeitnehmer*innen ab einer Betriebsgröße von mindestens fünf Mitarbeiter*innen das Recht, einen Betriebsrat zu gründen. Es gibt trotzdem Unternehmen, die nur sehr wenige Betriebsräte beziehungsweise keine Betriebsräte zulassen. Das sind beispielsweise der Discounter ALDI und der Kunststoff- und Polymerverarbeiter REHAU. Die ALDI-Süd-Unternehmensgruppe antwortete auf Fragen zu deren Einstellung gegenüber Gewerkschaften und den medienübergreifend berichteten massiven Kampagnen gegen demokratisch gewählte Betriebsräte in einem Schreiben Folgendes: „Unsere Unternehmensgruppe arbeitet seit jeher nach Grundsätzen, die von Re-

spekt und Verantwortung geprägt sind. [...] Wir sind davon überzeugt, dass dauerhafter unternehmerischer Erfolg nur durch einen wertschätzenden Umgang mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern entstehen kann. Betriebsräte bestehen bei ALDI Süd in einigen Regionalgesellschaften im ALDI-Süd-Gebiet. Darüber hinaus steht allen der mehr als 47500 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – alternativ zur internen Konfliktlösung – ein Vertrauensanwalt zur Verfügung.“ REHAU gab an, aufgrund der durch Corona bedingten Kurzarbeit derzeit keine Kapazitäten für ein Interview mit einsteins zu haben.

Kevin Kühnert, 30, stellvertretender Bundesvorsitzender der SPD und Chef der *Jungsozialistinnen und Jungsozialisten*, vertritt den Standpunkt, dass alle Berufssparten ihre Interessen und Kräfte bündeln sollten. Nur so könne es gelingen, als Arbeitnehmer*innen dem Verhandlungspartner Paroli zu bieten. „Sozialpartnerschaft ist hier ganz wichtig. Nicht die Kapitalseite sollte entscheiden, was für ihre Schäfchen am besten ist. In einer demokratisch mündigen Gesellschaft können Arbeitnehmer selber ihre Interessen vertreten und dem Arbeitgeber gegenüberreten“, erklärt der stellvertretende SPD-Vorsitzende. Außerdem sei das Ziel von Gewerkschaften auch, dem Arbeitgeber nicht zu schaden. „Die Nachhaltigkeit und der Erhalt der Arbeitsplätze stehen im Fokus von gewerkschaftlicher Arbeit.“

Zu unserer Recherche



57 E-Mails, 26 Telefonate, fünf Facebook-Nachrichten und drei iMessages. So viele Kontaktaufnahmen waren nötig, bis das Reporterteam Gewerkschaften die Recherche für Online, Print und TV abschließen konnte.

Tiger, Wasserkäfer und Co.

*Text: Patricia Viertbauer, Maximilian Weidmann, Celine Pickel,
Carina Kremer, Tim Goppelt
Fotos: Maximilian Weidmann*

Der Münchener Tierpark Hellabrunn setzt sich seit Jahren für den Artenschutz ein. Er unterstützt weltweite Projekte und beschäftigt zwei Artenschutzmanagerinnen, die sich für die Tierarten und ihr Fortbestehen einsetzen. Der Deutsche Tierschutzbund verfolgt das Ziel, jedem Tier ein artgerechtes Leben zu ermöglichen. Die Organisation lehnt Zoos nicht ab, sondern fordert eine schmerz- und schadensfreie Haltung. Einen extremeren Standpunkt vertritt die Tierethikerin Friederike Schmitz. Die natürlichen Bedürfnisse der Tiere würden unterdrückt. Tierpark, Tierschutz, Tierethik – alle haben eine andere Perspektive, wie Solidarität einer anderen Spezies gegenüber aussehen kann. Bei den folgenden Interviews handelt es sich ausschließlich um die persönlichen Meinungen der Gesprächspartnerinnen.





„Wir möchten bei unseren Besuchern die Faszination für die Vielfalt der Tiere wecken.“

Der Tierpark Hellabrunn engagiert sich mit unterschiedlichen Maßnahmen für den Artenschutz auf lokaler und weltweiter Ebene. einsteins hat mit Julia Knoll, einer der beiden Edukations- und Artenschutzmanagerinnen des Tierparks, gesprochen und nachgehakt: Was ist Solidarität aus der Sicht des Münchner Zoos?

Zur Person



Foto: privat

Julia Knoll, 35, ist seit 2016 Edukations- und Artenschutzmanagerin des Tierparks Hellabrunn. Sie hat Biologie mit Schwerpunkt Naturschutz und Zoologie sowie Nachhaltigkeitsmanagement studiert.

einsteins: Wie definiert Ihr als Tierpark Solidarität gegenüber Tieren?

Julia Knoll: Wir tragen ganz klar die Verantwortung für unsere Tiere und deren Wohlergehen. Die artgerechte Haltung hat somit Priorität bei der Arbeit mit den Tieren, bei neuen Bauprojekten, und so weiter. Was uns sicher auch alle verbindet, ist eine gewisse Faszination für Tiere allgemein und natürlich insbesondere die Tiere in Hellabrunn. Durch diese enge Verbindung entsteht ein entsprechendes Verantwortungsbewusstsein gegenüber den Artgenossen unserer Tiere in ihrem natürlichen Lebensraum und damit einhergehend deren Schutz.

Wie hängen Artenschutz und Artenerhalt mit Solidarität gegenüber Tieren zusammen?

Solidarität ist per Definition das Bewusstsein über eine Zusammenge-

hörigkeit. Sowohl Tiere wie Menschen sind Teil unserer Natur. Somit gehören wir alle zusammen einem System an. Solidarisch ist, wer anderen hilft, für diese eintritt. Das lässt sich genauso auf den Artenschutz übertragen. Ich fühle mich mit einem Tier oder einer Art verbunden, also möchte ich helfen und setze mich so für deren Schutz ein.

Artenschutz ist eine der Hauptaufgaben moderner Zoos und Tierparks. Aber was bringt ein Orang-Utan, der in Hellabrunn lebt, seinen Artgenossen in Sumatra?

Artenschutz ist eine globale Herausforderung. Man kann ihn daher nur schwer örtlich isoliert betrachten. Eine unserer Leitlinien lautet: Wir sensibilisieren für Flora und Fauna sowie die Achtung der Lebensvielfalt. Das

erklärte Ziel des Tierparks und unserer Umweltbildungsmaßnahmen ist es, den Wert der biologischen Vielfalt zu vermitteln. Für das Beispiel unserer Tiere bedeutet das, dass wir bei unseren Besuchern die Faszination für die Vielfalt der Natur wecken möchten. Und dann versuchen wir einen Schritt weiterzugehen. Wer beispielsweise unsere Orang-Utans im Tierpark eine Weile beobachtet hat, merkt, wie ähnlich sie uns sind. Es macht Spaß, sie beim Spielen zu beobachten. Es ist faszinierend zu sehen, wie geschickt sie beispielweise mit kleinen Stöcken Leckerlis aus den Stocherkästen befördern. Wir hoffen, durch dieses Beobachten eine Solidarität der Besucher mit den Tieren wecken zu können, die dann auf den Schutz der Artgenossen im natürlichen Lebensraum übertragbar ist. Daher verschweigen wir auch nicht, wie schlecht es um viele der Arten bestellt ist, die man in Hellabrunn



Giraffen im Zoo Hellabrunn.

sehen kann. Viele sind vom Aussterben bedroht. Wichtig ist aber, den Besucher nicht mit dem Gefühl der Hoffnungslosigkeit nach Hause gehen zu lassen. Wir versuchen immer wieder aufzuzeigen, was jede und jeder Einzelne von uns für den Schutz vieler Arten tun kann. Beim Orang-Utan ist das beispielsweise beim täglichen Einkauf möglich. Wer hier auf Produkte ohne oder mit nachhaltigem Palmöl achtet, der schützt den Lebensraum der Orang-Utans auf Sumatra und Borneo und somit auch die Tiere. Die Tiere in *Hellabrunn* sind somit Botschafter für ihre gefährdeten Artgenossen im natürlichen Lebensraum.

Warum ist es uns Menschen so wichtig, Tiere vor dem Aussterben schützen zu wollen?

Hauptzerstörer der Natur ist der Mensch. Die Zahl der Menschen auf der Erde nimmt stetig zu. Somit steigen beispielsweise auch der Platzbedarf, der Ressourcenverbrauch und damit auch Emissionen und Umweltverschmutzung. Wir als Menschen mit unserem täglichen Konsum tragen also maßgeblich zur Zerstörung von Ökosystemen – komplexen Netzen von Wechselwirkungen – bei. Sicher, einige von uns mehr, andere weniger. Das hängt zum Beispiel vom Lebensstil ab. Da wir als Menschen für die enorme Zahl gefährdeter Arten verantwortlich sind, ist es auch unsere Aufgabe, uns für ihren Schutz einzusetzen. Wir befinden uns mitten im sechsten Massenaussterben, das zum großen Teil vom Menschen verursacht wird. Stirbt eine Art aus, hat das derzeit meist nicht viel mit natürlicher Auslese zu tun. Diese wäre dann gegeben, wenn sich Arten evolutionär nicht an neue Lebensräume anpassen könnten. Allerdings verändern sich Lebensräume durch unseren Einfluss heute oft so schnell, dass Arten keine

Chance haben, sich natürlich an diese neuen Umstände anzupassen.

Gibt es Arten, die mehr Solidarität erfahren?

Auf jeden Fall. Beim Tiger oder dem Nashorn wissen meisten mittlerweile die meisten Menschen, dass sie gefährdet sind. Versucht man aber beispielsweise ein Artenschutzprojekt für Wasserkäfer zu initiieren, hält sich die Solidarität der Menschen wohl eher in Grenzen. Dabei sind in Deutschland rund ein Drittel der 340 vorkommenden Arten gefährdet, verschollen oder bereits ausgestorben. Wieso das so ist, hat sicher unterschiedliche Gründe. Manch kleinere Arten sind oft einfach nicht so bekannt und haben weder Fell noch Knopfaugen. Ihnen fehlt ein ‚Niedlichkeitsfaktor‘. Dabei hat jede Art ihre bestimmte Aufgabe in einem Ökosystem. Geht sie verloren, kann das schwere Auswirkungen haben. Was passiert, wenn eine Art verschwindet, können wir oft nicht vorhersagen.

Es gibt sowohl Zoobefürworter als auch -gegner. Einige Kritiker nennen Zoos Tiergefängnisse. Wie geht Hellabrunn mit solchen Vorwürfen um?

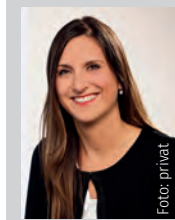
Jeder Mensch hat das Recht auf eine eigene Meinung. Wir hören diese Kritik immer wieder und stellen uns dieser natürlich. Die artgerechte Haltung unserer Tiere ist oberstes Gebot. Die Tiere im Zoo leben in ihren Anlagen. Vor allem bei potenziell gefährlichen Tieren ist es maßgeblich, dass sie ihr Gehege nicht ohne Weiteres verlassen können. Dabei von einem Gefängnis zu sprechen, bedeutet, einen menschlichen Freiheitsbegriff auf die Tierwelt zu übertragen. Tiere sind es gewohnt, in ihren Revieren zu leben und verlassen angestammte Bereiche

nur unter Zwang, wie zur Futter- und Partnersuche oder wenn sie von ranghöheren Tieren vertrieben werden. Dabei bemisst sich ihre Reviergröße daran, dass all ihre Bedürfnisse, insbesondere ausreichend Futter sowie Geschlechtspartner, dort vorhanden sind. Deshalb ist die Einrichtung der Tieranlagen so gewählt, dass die Tiere sich wohlfühlen, ihre Bedürfnisse erfüllt sind und sie das Gehege als ihr Revier annehmen. So haben sie keinen Grund, ihr Gehege zu verlassen. Bei für den Menschen ungefährlichen Tieren hat die Vergangenheit gezeigt, dass die Tiere ihre Gehegebegrenzung in vielen Fällen sogar überwinden könnten. Sie tun es aber nicht. Wenn ein Territorium die Grundbedürfnisse wie ausreichend Nahrung, verfügbare Fortpflanzungspartner und vieles mehr abdeckt, gibt es für die Tiere keinen Grund, ihr sicheres Revier zu verlassen. Kritiker haben oft veraltete Vorstellungen von Zoos und Tierparks. Sie selbst waren lange nicht mehr dort und denken an vergitterte, geflieste, kleine Anlagen. Das ist in den meisten Fällen schon lange nicht mehr der Fall. *Hellabrunn* ist beispielsweise Mitglied in verschiedenen Zooverbänden, die Vorgaben zu den Haltungen der Tiere machen. Diese sind oft sogar strenger als rechtliche Vorgaben und Gesetze, die für die Tierhaltung gelten.

„Wir sollen uns als Menschen nicht über die Tiere stellen.“

Der Deutsche Tierschutzbund e.V. ist Europas älteste und größte Naturschutzdachorganisation. Lea Schmitz ist Pressesprecherin des Vereins und hat einsteins einen Einblick in die Perspektive des Deutschen Tierschutzbundes gegeben: Wie steht die Organisation zur Haltung von Tieren in Zoos und Tierparks?

Zur Person



Lea Schmitz, 35, ist die Pressesprecherin des Deutschen Tierschutzbundes e.V. Die studierte Biologin ist seit 2015 beim Deutschen Tierschutzbund tätig.

Foto: privat

einsteins: Tierparks rechtfertigen sich oftmals damit, dass sie zum Artenschutz und -erhalt beitragen. Kann diese Haltung etwas mit Solidarität zu tun haben?

Lea Schmitz: Das Argument des Artenschutzes dient oft als Vorwand, mit dem Zoos die Haltung ihres vielfältigen Artenspektrums an vorgeführten Tieren rechtfertigen. Je rascher die Ausrottung voranschreitet, umso populärer wird der vermeintliche Beitrag der Zoos zum Artenschutz durch Nachzuchtprogramme mit dem Ziel einer späteren Auswilderung. Im Zoo kann jedoch nur eine verschwindend geringe Zahl an bedrohten Tierarten durch Zuchtprogramme erhalten werden – meist sind das Weichtiere wie Schnecken oder Reptilien – und Amphibienarten sowie einige Vögel. Bei den Säugetieren sind es zumeist nur Huftiere, wie das häufig genannte Przewalski-Pferd. Der überwiegende

Teil von Arten ist dagegen nicht für eine Auswilderung vorgesehen und würde ohnehin nicht erfolgreich verlaufen, da sich solche Tiere nicht in der freien Natur zurechtfinden könnten. Dazu zählen insbesondere die Tierarten, die für Zoos wichtige Publikumsmagneten sind, wie Eisbären, Tiger, Delfine oder Elefanten.

Wie definieren Sie als Tierschützerin Solidarität gegenüber den Tieren?

Tiere sind Mitgeschöpfe, es sind Lebewesen, die einen Anspruch auf ein artgerechtes Leben haben. Wir sollten uns als Menschen nicht über die Tiere stellen, sondern uns jedem einzelnen Tier, wie auch allen mit uns auf dieser Erde lebenden Arten, solidarisch zeigen. Das heißt für uns, dass wir unsere Bedürfnisse nicht an erste Stelle setzen dürfen, sondern den Tieren gegenüber Empathie zeigen und uns für sie einsetzen müssen – auch ohne, dass dies eigenen Interessen dient. Wenn wir bestimmten Tierarten in Gefangenschaft noch nicht mal ansatzweise eine artgerechte Unterbringung bieten können, sollte man auf die Haltung besser verzichten. Statt Tiere lediglich auszustellen und am Rande auf Naturschutzprobleme hinzuweisen, sollte der Fokus viel stärker auf den Erhalt der Arten in ihrem natürlichen Lebensraum gesetzt werden. Wenn wir den Lebensraum nicht erhalten und seine Zerstörung stoppen, werden wir in den Zoos am Ende nur lebende Museumstiere haben – die ohnehin nie wieder in die Wildnis zurückkehren können.

Wie sollte Solidarität im Bereich Tierparks und Zoos aussehen – sollte es Institutionen wie Zoos überhaupt geben?

Wir lehnen Zoos nicht grundsätzlich ab. Zoos können zwar durchaus einen Beitrag zum Erhalt bedrohter Arten leisten, jedoch nur in begrenztem Maße und nicht auf Kosten des Tierwohls. Denn: Alle Zoos sind durch die Bank weg verbesserungswürdig. Zoos sollten ihre Tiere aus unserer Sicht so gut wie möglich halten – und nicht nur gerade ebenso die Mindeststandards erfüllen – die aus Tierschutzsicht zudem viel zu gering sind! Es muss gewährleistet sein, dass die Tiere frei von Schmerz, Leiden und Schaden gehalten werden. Die Gehege müssen daher hinsichtlich ihrer Größe, des Klimas und der Struktur so gestaltet sein, dass die Tiere ihren artgemäßen Bedürfnissen weitgehend nachkommen und ihr Sozialverhalten ausleben können. Zudem sollten – auch aus Artenschutzgründen – keine Tiere aus der Natur genommen werden. Wo diese Voraussetzungen nicht erfüllt werden können, sollte auf die Haltung der Tierart in einem Zoo verzichtet werden.

Denken Sie, dass Zoos Tiere vor natürlicher Auslese bewahren?

Der Mensch ist dafür verantwortlich, dass die Ausrottung der Tierarten durch Zerstörung der Lebensräume, Jagd, Handel und Umweltverschmutzung weltweit immer rascher voranschreitet. Von einer ‚natürlichen Auslese‘ kann hier keine Rede sein. Wir tragen die Verantwortung und wir müssen diese Prozesse stoppen. Es ist also wichtig, dass wir uns einmischen und nicht einfach zusehen, wie Tiere und Lebensräume von unserer Erde verschwinden. Die Tiere lediglich einzusperren, die Art ‚am Leben zu erhalten‘ und durch Zurschaustellung auf bestimmte Probleme hinzuweisen, wird aber nicht reichen.



Der König der Tiere, ein Löwe, in seinem Gehege in Hellabrunn.

Anzeige



**Raus aus dem Versteck,
rein in die Altersvorsorge!**

Die neue Generation der Altersvorsorge: unsere Premium Rente

Damit Sie sich auch im Alter nicht zu verstecken brauchen, sollten Sie heutzutage privat vorsorgen. Denn allein mit der gesetzlichen Rente gelingt es nicht, den eigenen Lebensstandard zu halten.

Wir haben für Sie ein neues Altersvorsorge-Produkt entwickelt, damit Sie Ihren Ruhestand entspannt und finanziell unbeschwert genießen können. Mit der neuen Premium Rente sorgen Sie einfach, sicher und flexibel vor.

Ihre Vorteile mit der neuen Premium Rente:

- ✓ Beitrag flexibel anpassen
- ✓ Geldentnahme jederzeit möglich
- ✓ Einstieg ab 25 Euro

Am besten vereinbaren Sie gleich einen Termin.

Kundendienstbüro

Melanie Kobell

Tel. 08421 6089264

melanie.kobell@HUKvm.de

Pfahlstr. 18

85072 Eichstätt

Mo.–Do. 9.00–12.30 Uhr

Di. 15.00–17.30 Uhr

Do. 15.30–18.30 Uhr

sowie nach Vereinbarung



HUK-COBURG

Aus Tradition günstig

Was hat Artenschutz mit Solidarität gegenüber Tieren zu tun?

Beim Artenschutz geht es nicht um das Wohl einzelner Tiere, einzelner Individuen – sondern um den Fortbestand ganzer Tierarten. Beides aber liegt in der Verantwortung des Menschen. Wir haben in den letzten Jahrzehnten besonders massiv in das Ökosystem eingegriffen und es aus dem Gleichgewicht gebracht. Wir haben die Macht, noch etwas zu ändern.

Wie wirken sich die Bedingungen in Zoos auf die Tiere aus? Wo liegt der Unterschied zwischen Zoos früher und heute?

In den Anfängen der Zoos ging es lediglich darum, Tiere zur Schau zu stellen – zur Unterhaltung des Menschen. Auf die Bedürfnisse der Tiere wurde hier keine Rücksicht genommen – oder diese waren überhaupt nicht bekannt. Hier hat sich viel getan. Die Richtlinien für die Haltung von Zootieren wurden erstellt und anhand wissenschaftlicher Erkenntnisse weiterentwickelt. Dennoch: Auch heute

noch lassen viele Tierhaltungen in Zoos zu wünschen übrig. Wenn Tiere artwidrig gehalten werden, entwickeln sie Verhaltensstörungen. Fast jeder Zoobesucher hat schon Großkatzen beobachtet, die über eine längere Zeit in ihrem Käfig permanent eine enge Acht laufen, Bären, die in ihrem Gehege fortlaufend die gleichen Runden drehen oder Elefanten, die pausenlos mit dem Rüssel hin- und herschaukeln.

Wie sinnvoll sind Artenschutzbeauftragte für Tierparks?

Wenn Zoos es mit dem Artenschutz ernst nehmen, müssten sie auch dazu beitragen, die Ursachen zu bekämpfen, die zum Verschwinden der Arten geführt haben oder führen. Nur wenige Zoos beteiligen sich intensiv an Schutzmaßnahmen für freilebende Tiere beziehungsweise den Erhalt oder die Wiederherstellung ihrer Lebensräume. Der *Verband der zoologischen Gärten (VdZ)* gibt beispielsweise an, dass sich die rund 70 VdZ-Zoos jährlich gerade einmal vier Millionen Euro in nationale und inter-

nationale Natur- und Artenschutzprojekte investieren. Angesichts von über 40 Millionen Zoobesuchern ist das verschwindend gering.

Gleichwohl gibt es wichtige und sinnvolle Artenschutzprojekte, die von Zoos gefördert oder initiiert werden. Ebenso werden manche heimische Tierarten, wie Feldhamster, Moorenten, Bartgeier oder (europäische) Nerze, in Zoos gezüchtet und dann hierzulande – quasi vor der Haustür – wieder ausgewildert. Das bewerten wir sehr positiv und die Koordination solcher Projekte bedarf auch entsprechenden Personals.

Anzeige



10€
für die Zukunft*

* Nur so viel macht der monatliche Beitrag zur Absicherung Eurer beruflichen Perspektive als junge Journalist*innen (als Student*innen oder als Volontär*innen 12€) im Bayerischen Journalisten-Verband aus. Dafür erhaltet Ihr Zugriff auf ein professionelles Netzwerk von Berufskolleg*innen, ein qualifiziertes Fortbildungsangebot und vielfältige Hilfe vom Mentoring bis zur Rechtsberatung.

Nähere Informationen erhaltet Ihr unter www.bjv.de

 facebook.com/bjvde

 twitter.com/bjvde

BJV

Die Stimme der jungen Journalisten

Die Stimme der Journalisten in Bayern

„Mensch und Tier leben in einem Verhältnis der Gewalt und der Ausbeutung.“

Die Tierethik beschäftigt sich mit den Pflichten der Menschen gegenüber Tieren und den Rechten von Tieren. Nicht der Mensch, sondern das Tier steht im Vordergrund. Im Gespräch mit einsteins hat die Tierethikerin Friederike Schmitz einen Einblick in das Thema „Solidarität gegenüber Tieren“ gegeben.

Zur Person



Friederike Schmitz, 38, ist Autorin und Trainerin für Ethik und Politik der Mensch-Tier-Beziehung. Sie forschte zuletzt an der FU Berlin und hat den Verein Mensch Tier Bildung mitgegründet.

einsteins: Tierpark oder Tierschutz – bei welcher der beiden Ansichten bezüglich Solidarität würden sie sich positionieren?

Friederike Schmitz: Ich würde mich da definitiv auf der Seite der Tierschützer*innen sehen, wobei ich auch häufig das Tierschutzkonzept problematisch finde. Oftmals versteht man unter Tierschutz, nur das Leben der Tiere in den gegebenen Haltung- und Nutzungseinrichtungen zu verbessern. Also zum Beispiel, dass die Zoos die Gehege vergrößern sollen. Da bin ich natürlich nicht dagegen, weil es natürlich besser ist, wenn die Tiere mehr Platz haben und mehr machen können. Ich würde aber auch eine grundsätzliche Kritik an den Einrichtungen für richtig halten. Die Idee, dass man Tiere unter Einschränkung ihrer eigenen Bedürfnisse zu unseren Zwecken gefangen halten darf, muss kritisiert werden. Es ist nämlich nicht

im eigenen Interesse der Tiere, ausgestellt zu werden. Das muss man auch grundsätzlich kritisieren und eben das machen viele Tierschützer*innen nicht. Deswegen unterscheidet man auch nochmal zwischen Tierschutz und auf der anderen Seite Tierrechten oder Tierbefreiung. Tierbefreiung heißt dann nicht unbedingt, alle Tiere aus Gehegen herauszuholen. Das beschreibt eine gesellschaftliche Befreiung aus einem Unterdrückungsverhältnis. Wir wollen nicht, dass Tiere überhaupt von Menschen zu eigenen Zwecken genutzt und ausgebeutet werden. Das ist eine etwas radikalere Position als Tierschutz und da würde ich mich zuordnen.

Müssen sich Menschen mit jeder Tierart solidarisch zeigen oder ist es vertretbar, Präferenzen beim Artenschutz zu treffen?

Gerade weil wir so ein extremes Artensterben gerade haben, können wir praktisch gar nicht alle Arten schützen. Wir befinden uns durch menschliche Aktivitäten im sechsten großen Massenaussterben. Das letzte war, als die Dinosaurier ausgestorben sind. Laut aktuellen Studien sind eine Million Arten akut bedroht und da bin ich dann schon der Meinung, dass es wahrscheinlich leider gar nicht möglich ist, alle zu schützen. Das heißt,



Wie andere Tierparks und Zoos in Bayern Solidarität gegenüber Tieren definieren, erfährt ihr in einer interaktiven Karte auf unserer Website.

man muss in gewissen Fällen Prioritäten setzen. Ich glaube, dass die Prioritäten, die häufig heutzutage gesetzt werden – also zum Beispiel sind die Tiere bekannt, sind sie schön oder süß, kann man mit ihnen Geld

eintreiben – nicht die geeigneten Kriterien sind, nach denen man entscheiden sollte. Wir sollten uns weniger auf spezifische Arten fokussieren, sondern uns vielmehr dafür einsetzen, wie wir Ökosysteme erhalten.

Ist es unsere Verpflichtung als Menschen, vom Aussterben bedrohte Tiere zu schützen?

Es ist nicht so, dass wir unbeteiligt in die Natur schauen und keinen Einfluss auf sie ausüben und dann auf einmal sagen ‚jetzt wollen wir Artenschutz machen‘ und uns als Richter aufspielen. Wir als Menschen beeinflussen die Natur die ganze Zeit – in den meisten Fällen sehr negativ. Wir sind für das Artensterben zum Großteil verantwortlich. Deswegen finde ich es schwierig zu sagen, dass wir uns zum Richter aufspielen. Wir versuchen eigentlich nur den Schaden, den wir angerichtet haben, zu begrenzen. Das dürfen wir nicht nur, sondern müssen wir auch. Das Artensterben, das wir gerade erleben, ist nämlich nicht die natürliche Auslese und der Lauf der Evolution. Der allergrößte Teil des Artensterbens geht auf den Menschen zurück. Schätzungen zufolge ist die Aussterberate, die wir gerade beobachten, 100- bis 1000-mal höher als die Hintergrundrate, also die Aussterberate, die in der Natur sowieso passiert.

Leisten Zoos und Tierparks einen Beitrag, bedrohte Tierarten zu schützen?

Ich bin sehr skeptisch, ob Zoos und Tierparks helfen, bedrohte Tierarten zu schützen. Ich glaube zwar, dass die Institutionen auf dem Papier und nach außen hin das Ziel verfolgen, Artenschutz zu betreiben, aber das ist

eben nur ein Ziel von mehreren und es ist auch sehr umstritten, wie sinnvoll das ist. Das sind hauptsächlich Einrichtungen, die für Menschen eine gewisse Unterhaltung bieten sollen. Es geht darum, die Tiere auszustellen und damit dann Geld zu verdienen. Ich denke nicht, dass das ein sinnvoller Ansatz ist, um wirksam Artenschutz zu betreiben. Denn dafür müsste man noch viel mehr die Arten in ihrem natürlichen Lebensraum schützen und nicht in Gehegen oder Käfigen halten. Dort können sie gar nicht die Tiere sein, die sie eigentlich sind, weil sie ihre Verhaltensweisen nicht ausüben können.

Setzen wir uns als Menschen genug dafür ein, dass Tiere als Individuen wahrgenommen werden?

Ich denke, dass wir in unserer aktuellen Gesellschaft ganz schlimm mit Tieren umgehen. Mensch und Tier leben in einem Verhältnis der Gewalt und der Ausbeutung. Sowohl in der Nutztierhaltung als auch in Zoos und Tierparks werden Tiere nicht als Individuen mit eigenem Wert angesehen, sondern als Ware, als Produkte für bestimmte Zwecke, als Ausstellungsstücke, als Unterhaltungsobjek-

te. Ihre eigenen Bedürfnisse werden nicht ernstgenommen. Es wird nicht ernstgenommen, dass ihr Leben für sie selbst wertvoll ist. Sie werden routinemäßig getötet, auch in Zoos. Das passiert dann, wenn man die überzähligen Tiere für die Zuchtprogramme nicht mehr braucht. Das muss sich dringend ändern, damit wir die fühlenden Mitbewesen, mit denen wir uns den Planeten teilen, auch als Individuen wahrnehmen.

Wie schätzen Sie den Umgang zwischen Pfleger*innen und den Tieren ein?

Ich glaube nicht, dass der Umgang mit Tieren in Zoos positiv ist oder Vorbild-Charakter hätte. Natürlich werden sich viele Pflegerinnen und Pfleger viel Mühe geben, die Tiere gut zu behandeln, weil sie sie ehrlich mögen und schützen wollen, aber das Ganze findet eben unter den Bedingungen im Zoo statt. Da können die Einzelpersonen nicht viel daran ändern. Das Leben im Zoo bedeutet für die allermeisten Tiere eine extreme Einschränkung ihrer natürlichen Verhaltensweisen. Sie haben fast keinen Platz im Vergleich zu dem Gebiet, in dem sie sonst leben würden. Dazu

kommt die psychische Belastung, weil sie die ganze Zeit von den Menschen beobachtet werden. Häufig können sie sich nicht zurückziehen, sie können keine richtigen Sozialstrukturen ausbilden, weil auf die Gruppen keine Rücksicht genommen wird – ständig werden Tiere verkauft oder dazu genommen. Deswegen haben viele Tiere in Zoos Verhaltensstörungen oder Symptome von Depressionen oder Trauma-Erscheinungen. Der beste Pfleger oder die beste Pflegerin kann die strukturellen Bedingungen nicht ausgleichen.



Zu unserer Recherche

Mit 27 Zoos und Tierparks haben wir telefoniert, um einen geeigneten Drehort und Protagonist*innen zu finden. Mit drei Autos sind wir dann am Drehtag insgesamt 860 Kilometer durch Bayern gefahren, um alles in einem Zeitfenster von zwei Stunden abdrehen zu dürfen.



Paviane in Hellabrunn.



RISTORANTE PIZZERIA

ÖFFNUNGSZEITEN

Dienstag - Samstag
11.00 - 14.00 Uhr und
17.30 - 23.00 Uhr

Sonntag
11.00 - 23.00 Uhr

Montag Ruhetag

Speisen auch
zum Abholen
und Liefern

Kellerbar

TERMIN AUF ANFRAGE

Feiern im
historischen Gebäude
unter dem Restaurant

Hochzeiten,
Geburtstage,
Firmenjubiläen

Buffet und Getränke
bis 100 Personen

85072 Eichstätt
Marktplatz 22

Telefon
08421 · 7070360



Auf dem Feld kämpfen die Bamberger Basketballer, hier beim BBL-Pokal-Achtelfinale 2019 gegen Gießen, als Einheit für ihre sportlichen Ziele (Foto: Thomas Jäger, HMB Media/picture alliance).

GEHALTSVERZICHT IM SPORT

Einer für alle oder jeder für sich?

Wegen der wirtschaftlichen Schäden durch die Corona-Pandemie sind im Profisport zehntausende Jobs abseits des Spielfelds gefährdet. Zu deren Rettung wurde auch bei den Bamberger Basketballern und beim FC Ingolstadt debattiert, ob Spieler auf Lohn verzichten sollen. Zeigten sie sich solidarisch?

Text: Nicolas Linner, Patrik Eisenacher, Tobias Hecker, Leon Krafczyk

Ende März 2020: Martin Schmidt, 34, sitzt an seinem heimischen Bürotisch, er wählt die Nummer eines Autoverleihs. Dreimal ist die Leitung belegt, dann hebt endlich jemand ab. „Guten Tag, ich wollte mit Ihnen über ihr Sponsoring bei uns sprechen.“ Die Drähte laufen heiß, der Druck ist groß: Vom Erfolg seiner Telefonate hängt zu großen Teilen die Rettung seines Vereins ab. Das ist Schmidts' Arbeits-

alltag im Vertrieb des Basketball-Bundesligisten *Brose Bamberg*. Wegen der Pandemie muss er für einen Monat in Kurzarbeit, soll nur 20 statt der üblichen 40 Stunden pro Woche arbeiten. Doch das reicht nicht ansatzweise aus, um seinen Job zufriedenstellend zu erledigen. Das Problem: Gelingt es ihm nicht, die Sponsoren des Klubs weiterhin zu binden oder sie davon zu überzeugen, ihre Investments nicht erheblich zu kürzen, könnte sein Arbeitgeber bald bankrottgehen. „Diese

Gedanken beschäftigen mich aktuell sehr, da ist eine gewisse Angst und Unsicherheit da. Nicht nur um meinen Verein, sondern auch um meinen eigenen Arbeitsplatz.“ Für den kann er sich noch so sehr reinhängen, er ist letztlich machtlos: Verzichten die Bamberger Profis nicht auf große Teile ihres Gehalts, sind die Zukunft des Klubs und die Arbeitsplätze wie der von Schmidt in Gefahr.

Weil wegen des Coronavirus seit März keine Spiele mehr in der heimi-

schen Brose-Arena stattfinden dürfen, fallen rund zehn Prozent des eingeplanten Saisonetats weg. Um dieses Minus etwas aufzufangen, stellt die Führungsetage zwei wegweisende Fragen: Erklären sich die Profis dazu bereit, auf 50 Prozent ihres Salärs zu verzichten? Und: Würde dieser Verzicht überhaupt ausreichen, damit keine durchschnittlich verdienenden Mitarbeiter*innen wie Schmidt entlassen werden müssen?

Schmidt selbst brachte eigene finanzielle Opfer, um seinen Arbeitgeber zu stützen. Er verzichtete für einen Monat lang auf rund 30 Prozent seines Gehalts. Und das, obwohl er nur ein Zehntel beziehungsweise ein Viertel der Spieler verdient, deren Jahresgehalt zwischen 150 000 und 400 000 Euro liegt. Der Vertriebler sieht nicht nur seinen Verzicht, sondern auch den der Spieler als selbstverständlich an. „Nur so geht es, das ist der einzig richtige Weg“, sagt er. „Wenn ein Schrauber auf sein Gehalt verzichtet, ist das für mich das Gleiche wie bei einem Basketballspieler.“ Diese Ansicht teilten auch die Bamberger Profis. Auf Bitte des damaligen Geschäftsführers Arne Dirks, 43, verzichteten alle auf 50 Prozent ihres Gehalts bis der Spielbetrieb wieder fortgesetzt werden würde. Mit dem erheblichen Verzicht wollten sie den Verein und damit auch den Arbeitsplatz von Schmidt finanziell absichern. Ein einziger Spieler zeigte sich jedoch nicht solidarisch. Es war ausgerechnet der Kapitän Elias Harris, 31, seit sieben Jahren in Bamberg, der als einziger Spieler nicht auf die Hälfte seines Einkommens verzichten wollte. Sein Anwalt Marcel Leuser verwehrte einsteins trotz anfänglicher Zusage ein ausführliches Interview.

Da kann die private Situation noch so schlimm sein, ich verliere zumindest nicht meinen Job.

Einzig dem Sport-Informationsdienst hatte er erklärt: „Mein Mandant ist gerne dazu bereit, auf Teile seines Gehalts zu verzichten. Es muss dabei aber fair ablaufen.“ Leuser kritisierte außerdem, dass Bamberg das Verhalten von Harris öffentlich an den Pranger stellte.

Wie diese unsolidarische Aktion bei den Angestellten ankommt? In Schmidts Augen zeige sich in einer solchen Krise, wer hinter dem Verein steht. Trotzdem möchte er sich vorerst kein Urteil über die Ablehnung des Gehaltsverzichts von Harris bilden, sondern am besten davor mit ihm persönlich sprechen. „Wenn ich auf 50 Prozent meines Gehalts verzichten soll, ist das scheiße viel Kohle“, zeigt er sich verständnisvoll. Dann findet er aber auch kritischere Worte: „Einen angemessenen Gehaltsverzicht sollte man nicht anfechten. Da kann die private Situation noch so schlimm sein, ich verliere zumindest nicht meinen Job.“ Schmidt stellt zudem in Frage, dass diese Aktion dem Image des Vereins geschadet hat. „Ich glaube, das hat eher dem Harris geschadet.“

Der Verein wird von der Pandemie ohnehin hart getroffen. Die heimische Arena bleibt seit März geschlossen, 6200 Sitze: leer. Die Basketballkörbe sind nicht mehr an Ort und Stelle, auch die Stehtribüne wurde abgebaut. Zwischenzeitlich wird die Halle

für Hochschulprüfungen umgebaut. Die Anzeigetafel hängt immer noch schwer über der Mitte des Parketts, alle Pixel darauf bleiben schwarz. Der Name Elias Harris wird hier nicht mehr zu lesen sein, sein Vertrag wurde nicht verlängert.

Doch auch ohne Harris muss es für Bamberg weitergehen. Der Klub hat die schweren Schäden durch die Corona-Pandemie bisher gut überstanden. Allerdings bleibt weiterhin unsicher, ob alle 90 Arbeitsplätze im Verein dauerhaft erhalten werden können. Auch ligaweit werden viele der insgesamt etwa 1200 Jobs in Frage gestellt.

In Bamberg war vor allem der plötzliche Verlust aller Spieltags-Einnahmen schwer auszugleichen, die rund zehn Prozent des 14 Millionen Euro hohen Saisonbudgets einbringen. Nur dank des solidarischen Gehaltsverzichts von etwa 300 000 Euro pro Monat konnten diese fehlenden Einnahmen bisher ausgeglichen werden. Als ehemaliger Vertriebs-Angestellter beim Fußball-Drittligisten 1. FC Kaiserslautern weiß Schmidt:



Martin Schmidt, 34, arbeitet erst seit September 2019 im Vertrieb von Brose Bamberg. Vor seinem Engagement in Bamberg war er beim Fußball-Drittligisten Kaiserslautern angestellt (Foto: Brose Bamberg).



FCI-Spieler Dennis Eckert Ayensa (Mitte) und Oliver Samwald (rechts) auf dem heimischen Platz (Foto: privat).

„Der Basketball ist wirtschaftlich noch abhängiger von Ticket- und Sponsoringeinnahmen als der Fußball. Auch was die Gehälter angeht, ist der Fußball etwas ganz anderes.“ Wie in vielen Sportarten kam auch dort die Debatte um den Verzicht auf. Besonders stark in der 3. Liga, in der ohne die Solidarität der Sportler über 3000 Arbeitsplätze in Gefahr wären.

Oliver Samwald, 38, vom FC Ingolstadt (FCI), kann davon aus erster Hand erzählen. Vor dem Drittliga-Heimspiel des FCI gegen Großaspach ist sein Arbeitsumfeld trister denn je: Wegen des Coronavirus steht der Pressesprecher der Ingolstädter auch heute alleine zwischen den roten Sitzschalen auf der Haupttribüne des Audi-Sportparks, dem Stadion des FCI. Kein Duft nach Bratwurst, keine Spur von Fangesängen aus der Kurve – trotzdem wirkt Oliver alles andere als unglücklich.

Der Grund: In den letzten Wochen schwirrten ihm wegen der schweren

wirtschaftlichen Schäden, die die Pandemie auch bei seinem Klub angerichtet hat, ständig Sorgen um seine berufliche Zukunft und die Jobs seiner Kollegen durch den Kopf. Doch Ende März nahmen die Ingolstädter Profimannschaft, das Trainer- und Funktionsteam sowie das Management der nicht kickenden Belegschaft mit einem solidarischen Gehaltsverzicht alle Befürchtungen, sicherten alle Arbeitsplätze.

Bedroht wurden die Jobs nicht alleine durch die Auswirkungen der Pandemie. Wegen des Abstiegs aus der 2. Liga in der letzten Saison war der FCI schon finanziell geschwächt in die Spielzeit 2019/20 gestartet. Vom stolzen Vorjahres-Etat von rund 40 Millionen Euro blieb nur noch ein Bruchteil übrig. An TV-Geldern gab es statt rund 18 Millionen Euro zum Beispiel nur noch 1,3 Millionen Euro. Das entstandene Finanz-Loch war riesig und sollte knallharte Konsequenzen

nach sich ziehen: Der Kader der Lizenzspieler musste stark verkleinert werden, um Gehaltskosten zu sparen. Die verbliebenen Profis bekamen fortan nurmehr halb so viel Luxus geboten wie in der Vorsaison. Hotel-Übernachtungen vor den Heimspielen? Gestrichen! Die beinahe täglichen gemeinsamen Mittagessen auf Kosten des Vereins? Auf einmal pro Woche reduziert! Noch viel schmerzlicher als all diese Einsparungen gestaltete sich die Entlassung einiger der damals knapp 140 Angestellten der Fußball-GmbH. Sogar ein Physiotherapeut der ersten Mannschaft musste gehen.

Wie so viele Klubs an der Schwelle zwischen Profi- und Amateursport mussten die Schanzer ihre Finanz-Pla-



Mbappé, Müller oder Messi: Welche Spieler und Vereine in den Top-5-Ligen waren am solidarischsten? Schaut online vorbei.

nungen in der Folge auf Kante nähern. Und dann kam zu allem Überfluss Corona, legte Mitte März den Spielbetrieb lahm. Die aufgrund des Abstiegs ohnehin schon massiv eingebrochenen Ticket-Einnahmen fielen jetzt auf unbestimmte Zeit komplett weg. Durch die Krise wirtschaftlich wankende Sponsoren drohten abzuspringen. Der nächste Sparkurs war unvermeidbar – und sollte nochmal einschneidender werden als nach dem Abstieg in Liga drei.

Spätestens als die Führungsetage den Großteil der Belegschaft wegen der Ausgangsbeschränkungen bis auf Weiteres nach Hause schickte, hielten die Themen Kurzarbeit und Kündigung die inzwischen rund 50 Angestellten in Atem. Als Ansprechpartner für die Medien und Sprachrohr der Entscheidungsträger blieb Oliver als einer der Wenigen voll im Einsatz. Er bekam die Ängste der Bosse unverblümt als Erster mit, nahm die Sorgen mit nach Hause. Sorgen um den Verein, um die eigene berufliche Zukunft, aber vor allem um die Mitarbeiter mit befristeten Verträgen – viele von ihnen hätten wohl schon bald ihren Job verloren. Auch Kleinverdiener wie Fanshop-Angestellte, Ordner oder Putzkräfte mussten um ihre Stellen bangen: Wenn sie beim FC Ingolstadt Ende März zur Krisenbewältigung nicht alle zusammengeholfen hätten.

Vorneweg ging der Profikader, der von Mitte März bis Ende Mai aus freien Stücken auf etwa 20 Prozent seines Gehalts verzichtete. Eine solidarische Geste, die dem FCI pro Monat mehrere zehntausend Euro ersparte. Deutschlands Junioren-Nationalspieler Maximilian Thalhammer, 22, begründet den Gehaltsverzicht wie folgt: „Den

Verzicht haben wir in unserer Spieler-WhatsApp-Gruppe schnell einstimmig abgesegnet. Für uns Spieler stand immer außer Frage, dass wir unserem Verein helfen und uns auch den Mitarbeitern im Klub gegenüber solidarisch zeigen wollen.“ Beim FC Ingolstadt wissen die Profis offenbar um ihr Privileg, mit einem Hobby sehr gutes Geld verdienen zu können. Für Thalhammer kommt dazu noch der Wunsch, dem Klub, der ihm den schweren Sprung in den Profifußball ermöglicht hat, etwas zurückzugeben. Er resümiert: „Es zeigt sich nun mal insbesondere in schwierigen Zeiten, ob ein Verein zusammenhält.“

Dass die Besserverdienenden beim FCI genau diesen Zusammenhalt bewiesen, erleichterte Samwald und seinen Kollegen die Entscheidung, zeitgleich geschlossen in Kurzarbeit zu gehen. Schließlich taten sie es im Wissen, mit diesem Maßnahmen-Paket ihren Verein und alle Jobs zu retten: „Der Klub hatte wegen der zwei Abstiege in den letzten drei Jahren ohnehin schwierige Rahmenbedingungen für die Saison“, zeigt sich Samwald rückblickend verständnisvoll über die angemeldete Kurzarbeit und erklärt: „Die Corona-Krise kam mit den damit verbundenen Existenzängsten noch hinzu. Da war für uns Mitarbeiter klar, dass nicht nur die Profis, sondern auch wir einen Beitrag leisten wollen,

um die spielfreie Zeit zu überstehen.“

Etwas mehr als drei Monate nach dem Beginn des Kampfes gegen die finanziellen Folgen der Pandemie ist klar: Die Schanzer haben den Existenzkampf erfolgreich überstanden. Der Solidarität aller sei Dank! Bamberg hingegen wird in Folge der Corona-Pandemie etwas kürzertreten müssen: Der damalige Geschäftsführer Arne Dirks verkündete bereits Ende Mai, dass der Etat für die kommende Saison um 35 bis 40 Prozent sinken werde. Folglich muss der Verein wohl versuchen, die Gehaltsstruktur der Profimannschaft zu senken und den Kader zu verkleinern. Den Anfang machten die Bamberger Anfang Juli, indem sie die Verträge von sechs Spielern auslaufen ließen oder kündigten. Ein sportlicher Neuanfang steht an. Immerhin: Dank der Solidarität von fast allen Spielern darf Martin Schmidt sich auch weiterhin von seinem Büro aus um die Zukunft seines Herzvereins kümmern.

Nicht nur die Profis, sondern auch wir Mitarbeiter wollten einen Beitrag leisten in der spielfreien Zeit.

Zu unserer Recherche

Eine Woche vor Druckschluss von einsteins werden uns zwei Interviews bei Brose Bamberg abgesagt, mit dem Geschäftsführer und einem Spieler. Deren Zusage stand seit sechs Wochen. Wenige Tage später wird uns der Grund für die Absage klar: Der Geschäftsführer und sechs Spieler werden entlassen bzw. ihre Verträge nicht verlängert.



Geschichten aus 30 Jahren

Seit 30 Jahren sind Reporter*innen für einsteins auf der Suche nach spannenden Geschichten, um gemeinsam ein Magazin zu gestalten. Die Kreativität und Persönlichkeit der Studierenden prägen die Themen und sorgen jedes Jahr für vielfältige Geschichten. Erzählungen aus drei Jahrzehnten Liebe, Tränen & Erfolg.

1991

Thorsten Hiller: Vom Kampf mit der Technik und von kontroversen Thesen



Thorsten Hiller hat nach seiner Zeit bei einsteins in verschiedenen Redaktionen gearbeitet. Heute ist er Inhaber einer Werbeagentur (Fotos: privat).



Als wir an die erste Ausgabe von einsteins gegangen sind, war der Computer und das Desktop-Publishing noch Neuland für uns. Auf den Apple-Rechnern der neu eingerichteten Lehrredaktion lief die aktuellste Software für den gerade in Mode gekommenen Ganzseitenumbruch. Natürlich wollten wir das frisch aus der Taufe gehobene Magazin auch so produzieren. Rein theoretisch beherrschten wir die Technik, praktisch hatten wir keinerlei Erfahrung mit Grafik und Seitengestaltung. Vor diesem Hintergrund gestalteten wir die Seiten und brachten sie als Ausdrucke (!) zur Druckerei. Was uns näher lag, war das Recherchieren und Schreiben der Texte: Mein Thema waren die Thesen des damals einzigen Professors für Wirtschafts- und Unternehmensethik. Sie waren – kurz gesagt – kontrovers. Der

Wissenschaftler plädierte für mehr Wettbewerb, um den Hunger in der Dritten Welt zu bekämpfen. Die Situation ist bis heute nicht im Griff und es werden immer noch Wege gesucht, die Lage der betroffenen Menschen grundlegend zu verbessern – auch wenn sich die Zahl der Hungernden weltweit seitdem um rund 20 Prozent reduziert hat. Die Aussagen des Professors sind nach wie vor aktuell und passen zum diesjährigen Thema „Solidarität“.

Als Inhaber einer Werbeagentur, Wirtschafts- und PR-Journalist habe ich hin und wieder mit den Thesen zu tun, über die der Professor gesprochen hat. Privat engagiere ich mich in unserer evangelischen Kirchengemeinde vor allem in der Flüchtlingshilfe und bei der Unterstützung von bedürftigen Menschen.

1995

Andreas Teichmann-Potreck: Was mir im Journalismus wichtig ist

Mein Schwiegervater, 92 Jahre alt, schwört auf Straußenfett auf seiner Haut. Hilft ihm angeblich, wenn ihm mal wieder der Teufel in die Füße gefahren ist. Insofern ist mir das Thema meiner damaligen Reportage viele Jahre später im familiären Kontext wieder begegnet – und ich konnte ihm sagen: Weißt du, Fritz, dein Straußenfett, das ist doch ein uralter Hut – über Zuchtversuche mit solchem Federvieh hab ich doch schon während meines Studiums berichtet.

An was ich mich jedoch nicht mehr erinnern konnte, war der Text selbst – er war mir zwischen diversen Umzügen verloren gegangen. Ich bin dankbar, dass mir die einsteins-Redaktion meine damaligen Schreibversuche zugeschickt hat. Ich bin erschrocken: Ist das wirklich schon so lange her? Wäre höchst interessant zu wissen, was aus der Familie Brenner geworden ist: Hatten sie mit ihrer Straußenzucht wirklich eine Marktlücke erschließen können? Konnte die Familie mit ihrer Idee die gesunkenen Einkünfte kompensieren? Gab es die Nachfrage von Verbrauchern? Unter diesen Gesichtspunkten würde ich die Geschichte heute noch einmal erzählen; denn sie ist gerade in diesen Tagen aktuell. Ich meine die Suche nach alternativen Ernährungsformen: gegen die Arbeiter in den Schlachtbetrieben, gegen die Nutztiere in Massen-Zuchtanlagen.

Nach meinem Studium bin ich sehr schnell im damals stark wachsenden Privatfernsehen untergekommen, zuletzt war ich für die Nachrichten bei *n-tv* verantwortlich. Wie hätte ich diese Geschichte beurteilt, hätte sie mir ein junger Kollege oder eine junge Kollegin zur Abnahme auf den Tisch gelegt? Kritisiert hätte ich

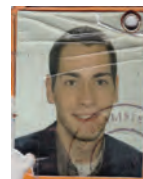
den teilweise übertrieben blumigen Sprach-Duktus. Ich hätte ihr oder ihm gesagt: Du stehst nicht im Mittelpunkt. Es geht nicht darum, dass man über dich sagt: „Also dieser Teichmann, der hat's drauf, kann sich ja doll ausdrücken!“ Es geht in erster Linie um einen Wissenszuwachs für die Leser. Um das für mich Wichtigste im Journalismus – es geht darum, Menschen in die Lage zu versetzen, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Und wenn mich dann der junge Kollege oder die junge Kollegin fragen würde: Wie erreiche ich dies? Dann würde ich sagen: Was sind die Thesen in deiner Geschichte – und wo sind die Belege dafür? Zeige mir deine Quellen. Ich rate also zu mehr Recherche, zu mehr Sachlichkeit und Nüchternheit. Und dazu, der eigenen Egozentrik in Texten nicht allzu viel Zucker zu geben.

Was den Journalismus anbelangt, bin ich vom Akteur zum teilnehmenden Beobachter geworden. Ich kenne meinen Mann nun seit knapp 18 Jahren, wir sind seit sieben Jahren glücklich verheiratet. Wir haben gemeinsam mehrere Praxen für Psychotherapie aufgebaut (er ist Psychologe), und vor zwei Jahren musste ich mich entscheiden: Will ich weiter Karriere machen beim Fernsehen, oder unterstütze ich ihn mit den Praxen. Und weil wir uns als Team verstehen, kündigte ich und bin seitdem für das Praxis-Management, die IT, Personal und Datenschutz verantwortlich. Also quasi ein Mädchen für alles.

Konnte ich dafür etwas aus dem Studium in Eichstätt und meinem journalistischen Berufsleben mitnehmen? Aber sicher! Die Neugier.

Sich in komplett neue Sachverhalte hineinzudenken und damit auseinanderzusetzen, wissen zu wollen, wie etwas funktioniert, und warum

das so ist, Fehler einzusehen, und so lange daran zu arbeiten, bis es endlich klappt. Ich habe also mit knapp 50 in vielen Bereichen meine Lernkurve nochmal deutlich steigern können. In diesem Sinne also: Bleibt neugierig! Neugier hilft im Leben ungemein weiter – egal wohin dies führen wird.



Andreas Teichmann-Potreck war 1995 Textchef bei einsteins. Danach hat er unter anderem beim Nachrichtensender *n-tv* gearbeitet. Mittlerweile managt er eine Praxis für Psychotherapie (Fotos: privat).

2000

Constantin Schulte Strathaus: Warum Humor wichtig ist



Foto: privat

Constantin Schulte Strathaus ist seit 2004 Pressesprecher der Universität Eichstätt-Ingolstadt (Foto: Christian Klenk).



Irgendwie kommt man sich ein wenig vor, wie Opa der vom Krieg erzählt: Ist das wirklich schon 20 Jahre her, dass wir zu Beginn des Semesters ein leeres Blatt Papier beziehungsweise eine leere Quark-XPRESS-Datei vorfanden, um daraus inhaltlich und optisch eine Zeitschrift zum Oberthema „Humor“ zu kreieren? Das Spektrum unserer selbstgewählten Themen reichte von der Macht des mittelalterlichen Hofnarrs über die Anatomie des Lachens bis hin zu Humor in der NS-Zeit. Mein eigener Beitrag zur Comedy-Truppe „Monty Python“ ergab sich aus meinem persönlichen Faible für diese Art von Humor, der zeitlose Unzulänglichkeiten aufs Korn nimmt und Figuren aus Geschichte und Gegenwart persifliert. Als Jugendlicher verschlang ich die Wiederholungen der Fernsehserie „Monty Python’s Flying Circus“ (Original mit Untertitel) und besserte so nebenbei mein Englisch auf. Text- und Bildre-

cherche gestalteten sich im Jahr 2000 noch umständlicher, deutlich weniger fand sich online als heute. Aus der Arbeit am Heft habe ich den Teamgeist mitgenommen. Generell vermittelt mir das Studium in Eichstätt (und auch die Arbeit an einsteins) ein Gefühl davon, wie die verschiedenen Medien ticken – eine gute Grundlage für meine heutige Tätigkeit. Einsteins – damals noch ein reines Printprodukt – war auch Anlass für einen Wettstreit zwischen den Jahrgängen; man wollte es noch besser machen als die des Vorjahres. Allein deshalb wird das aktuelle einsteins zum 30-jährigen Bestehen des Magazins gewiss das (bisher) beste!

Humor verbindet Menschen – auch und gerade in schwierigen Zeiten. Wenn man über ähnliche Probleme gemeinsam lachen kann, ist das doch schon die halbe Miete und eine Form von Solidarität.

2005

Melanie Verhovnik: Lektionen fürs Leben



Foto: einsteins

Melanie Verhovnik (links) gemeinsam mit Franziska Roth während der einsteins-Produktion (s. oben). Heute ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin des Landeskriminalamts in Niedersachsen (Foto: Christian Klenk).



Ich fand unser Thema „Anfang und Ende“ wirklich toll – wir hatten alle sofort ganz viele Ideen, was wir machen und recherchieren konnten. Ich hatte zwei Themen vorgeschlagen und durfte beide machen. Der erste Beitrag handelte von einer Frau, die unter dem Pseudonym Doris Glück im Zeugenschutzprogramm des Bundeskriminalamts war. Ihr Ex-Mann war ein hochrangiges al-Quaida-Mitglied, der mit den Anschlüssen auf das World Trade Center im Jahr 2001 in Verbindung gebracht wurde. Es war wirklich spannend und aufregend, mich damals mit ihr auf ei-

nem Bahnhof in Deutschland zu treffen und ihre Geschichte zu hören – sie musste ihr ganzes bisheriges Leben aufgeben und komplett neu anfangen.

In meinem anderen Beitrag habe ich mich mit dem Thema Organspende auseinandergesetzt. Dieses Thema haben wir auch für einsteins-tv verfilmt. Im Heft ging es damals um Karen Kirsten, die als 48-Jährige bereits seit 32 Monate auf der Transplantationsliste stand und auf eine neue Lunge wartete. Dieses Thema hat mich auch sehr bewegt. Zuvor hatte ich mich kaum mit Organspende auseinandergesetzt und bei der Recherche habe

ich unheimlich viel gelernt. Nicht nur Fakten und Wissenswertes, sondern auch viel „drumherum“. Ich habe mich nicht nur viel mit den Menschen auseinandergesetzt, die ein Organ brauchen, sondern auch mit dem Aspekt, dass auf der anderen Seite ja ein Leben endet.

Für mich hat sich hier klar gezeigt, es gibt kein Schwarz und kein Weiß, sondern auch viele Schattierungen dazwischen. Ob jemand zur Organspende bereit ist oder nicht, oder auch ob man als Angehörige oder

Angehöriger bereit ist, Organe freizugeben, ist eine ganz persönliche Entscheidung. Wichtig ist, sich am besten zuvor schon einmal damit auseinanderzusetzen und auch die Meinung der Menschen im Umfeld zu kennen.

Für einsteins-tv haben wir damals einen lungentransplantierten Mann bei Nachfolgeuntersuchungen begleitet. Auch das war wirklich emotional – und hierbei habe ich unter anderem gelernt, auch schwierigen Themen mit der nötigen Distanz zu begegnen, ohne dabei Empathie zu verlieren.

Beruflich arbeite ich heute im Bereich Radikalisierungsforschung und Extremismusprävention – Themenfelder, die mit meinen Uni-Themen nur noch wenig zu tun haben, auf die ich aber trotzdem sehr gut vorbereitet wurde. Und die einsteins-Zeit habe ich fast ausschließlich positiv in Erinnerung. Es war eine unglaublich anstrengende, aber auch spannende und sehr lustige Zeit, mit abendlichen Pizzaorgien in der Orangerie und einem so abwechslungsreichen Semester, wie man es selten hat.

2010 *Anna Buch: Zusammen Redaktion leben*

Sich für ein bestmögliches Endprodukt streiten, verschiedenste Themen hin- und herwälzen, sich anschreien und am Ende wieder vertragen: einsteins war eine sehr intensive Zeit und ist sicher eine der schönsten Erinnerungen an meine Jahre in Eichstätt! Ich sehe uns in stundenlangen Konferenzen brainstormen und diskutieren, Ideen finden und verwerfen, miteinander ein eigenes Magazin erschaffen – langsam, aber mit großer Leidenschaft. Wir haben das erste Mal Verantwortung für unser eigenes Produkt getragen, das erste Mal Redaktion „gelebt“.

Meine Geschichte für einsteins handelte von der Musik der Zukunft: wie ein kleines Musiklabel aus München junge Talente für einen Plattenvertrag aussucht. Ich erinnere mich, dass ich die Recherche damals gar nicht als Arbeit empfunden habe. Es hat einfach so Spaß gemacht. Zusammen mit meinen Kommiliton*innen bin ich nach München zur Plattenfirma gefahren. Wir haben auch einen Film über die Band *Zico* gedreht, sie bei ihren Anfängen begleitet. Es war

sehr lustig. Die Band gibt es leider nicht mehr, aber ich bin über Instagram noch immer mit den Jungs verbunden.

Dieses Musikthema habe ich ausgewählt, weil ich viele Jahre selbst Musik gemacht habe. Zu meiner Studienzeit habe ich gern gesungen und mit meinen Mitbewohnern auf der Terrasse unserer WG gejammt. Nach Einsteins habe ich mich beruflich nur noch selten mit Kulturthemen beschäftigt. Im Studium und im Berufsleben stand Politik im Vordergrund.

Musik ist mir dennoch sehr wichtig. Gerade während der Coronazeit habe ich gemerkt, wie sehr ich es vermisse, auf Konzerte zu gehen und zu tanzen. Um dem Club, in den ich sonst fast jedes Wochenende gehe, zu zeigen, wie wichtig er mir ist, habe ich deshalb an einer Spendenaktion teilgenommen. Auch meine Lieblingsbar habe ich so unterstützt. Solidarität kann man auf unterschiedlichen Wegen zeigen. Liebe Grüße nach Eichstätt!



Anna Buch machte 2015 – 2017 ihr Volontariat beim *Norddeutschen Rundfunk* (NDR). Seit April 2020 ist Anna Buch Planungs- und Senderedakteurin für NDR Info um 21.45 Uhr (Fotos: privat).

2015

Sarah Beham: Gekommen, Geblieben, Geprägt



Sarah Beham arbeitete 2015 am einsteins Magazin „Fremd in Deutschland“. Heute ist sie trimediale Korrespondentin im Studio Deggendorf des Bayerischen Rundfunks (Fotos: privat).



Sarah, Tee! Es war nicht viel, was Mazen vor fünf Jahren auf Deutsch sagen konnte – aber die Teezeit war ihm wichtig. Es war die Zeit, in der er von seinem Leben erzählte – mit seinen Augen, mit Fotos. Es war die Zeit, in der ich in der Rolle als Journalistin diesem fremden Menschen nahe gekommen bin.

Objektiv sein – heißt es immer – sollen wir Journalist*innen sein. Und letztlich sind wir doch Menschen, die Werte wie Humanität verbindet. Es war Mazens Weg, der mich bis heute geprägt hat: Er, der geflüchtet war und von einstigen Flüchtlingen aufgenommen wurde, die ihm eines ermöglicht hatten:

Leben. Er, der heute selbst Flüchtlingen bei ihrer Ankunft in Deutschland hilft. Dieser Weg hat mich gelehrt, für andere einzustehen – als Mensch, als Gesellschaft.

Immer werde ich mich an Mazen erinnern.

Dasselbe Jahr: Armia ist plötzlich Teil meiner Heimat. Er erinnert mich an Mazen. Wieder trinke ich Tee. Armia und mich verbindet das Träumen, diese Unbeschwertheit. Ich verteidige ihn vor Blicken und Worten – er mich. Das macht man so in einer Freundschaft.

Armia und Mazen – sie beide kamen nach Deutschland, haben hier eine neue Heimat gefunden, weil es Menschen gegeben hat, die das Wort Solidarität lebendig und fassbar gemacht hatten.

Rar ist das geworden.

Ihre Geschichten müssen erzählt werden.

Tabuthemen dürfen sie nicht sein – auch nicht bei lauten Stimmen am Stammtisch. Nicht nur über sie sprechen, sondern mit ihnen – ein

Anfang. Geschichten wie diese müssen von Journalist*innen erzählt werden, die nicht objektiv sind, sondern für Demokratie und Menschenwürde eintreten. Gerade in einer Zeit wie dieser, in der Werte mit Füßen getreten und mit Kugeln erschossen werden.

Eines habe ich gelernt: Bei neuen Begegnungen gibt es seit fünf Jahren immer

Tee.

2020

Franziska Hierbeck und Nadja Zinsmeister: einsteins allein daheim

Dass in diesem Jahr so einiges anders laufen wird als gewohnt, war uns allen von Anfang des Semesters an klar. Im Nachhinein müssen wir trotzdem über das Maß an Naivität schmunzeln, mit dem wir an die Magazin-Produktion im „Corona-Style“ – ganz digital – herangegangen sind. Ein heiß gelaufener Laptop, vom Bildschirm-Geflimmer schmerzende Augen und aufgebrauchte Nerven standen am Ende so manchen einsteins-Tages. Die Zeit, die wir bei teilweise schönstem Wetter allein daheim vor dem PC verbracht haben, würde so manchen Serienmarathon um Längen schlagen. Da hätten uns sechs Staffeln *Game of Thrones* weniger Zeit gekostet.

Aber mal im Ernst: Da saßen wir also während unserer ersten großen einsteins-Sitzung, ein jeder still daheim in seinem Kämmerchen und uns wurde das erste Mal bewusst, dass wir dieses Magazin auch exakt von diesem Standort aus auf die Beine stellen müssen. Redaktionelle Meetings, die Kommunikation und Organisation, Gespräche mit unseren Protagonist*innen, das Layouten unseres Magazins und unserer Website, das Schneiden unserer Filme – fast alles musste online und von zuhause aus stattfinden. In Textnachrichten oder während Telefonaten wurden Formulierungen häufig missverstanden, die Obergrenze des persönlichen Treffens war mit der Kamerafreigabe am PC erreicht. Aber lebt der Journalismus nicht davon, rauszugehen und Menschen zu treffen, selbst die Welt zu erkunden?

Wenn uns dieses Semester eines gezeigt hat, dann, dass es auch anders funktionieren kann. Wohlgemerkt kann und nicht soll! Und das nur, wenn alle an einem Strang ziehen. Wenn Protagonist*innen be-

reit sind, eigene Fotos von sich mitzuschicken, sich für ein „persönliches“ Gespräch genauso wie wir vor den Bildschirm setzen und uns mit Worten schildern, was wir sonst vor Ort erlebt hätten. Dieses Magazin wäre nicht ohne die Solidarität vieler unserer Protagonist*innen entstanden – und nicht ohne WLAN, um nicht zu sentimental zu werden. Es gab so einige Nächte, in denen wir Stoßgebete für besseres Netz gesprochen haben. Denn wie das ungeschriebene Gesetz der Online-Meetings lautet: Wer kein Internet hat, ist raus.

einsteins 2020 hat uns auf fachlicher Ebene gefordert – aber auch auf persönlicher. Als hätte das Jahr noch ein paar extra Lektionen für uns in petto gehabt, mussten wir in unserem Reporterteam eine weitere Erfahrung machen, aus der wir Wichtiges mitnehmen werden: Erkennen, wann Grenzen erreicht sind und diese klar zu kommunizieren. Während eines Drehs, der ausnahmsweise vor Ort stattfand, wurde uns als Journalistinnen ein extremes Maß an Sexismus zuteil. Wir haben uns deshalb gemeinsam dazu entschieden, die Beiträge unseres Reporterteams für Print und TV nicht zu veröffentlichen, um dem Protagonisten zu zeigen, dass wir einem derartigen Verhalten keine Plattform bieten.

So enttäuschend diese Entscheidung auf der einen Seite für uns war, so unglaublich mutmachend war sie auf der anderen Seite. Es war erleichternd und bestärkend, dass dieser Entschluss auch von unseren Dozent*innen und Kommilitonen*innen angestoßen und mitgetragen wurde. Uns hat das gezeigt, wie wichtig es ist, gemeinsam anderen Grenzen aufzuzeigen. Zu handeln, wenn etwas nicht in Ordnung ist. Und so hat unser Magazin dieses Jahr, wenn auch teils aus

einem unschönen Grund, am Ende genau den solidarischen Feinschliff bekommen, den es unserer Meinung nach für ein authentisches Heft braucht. Wir sind erleichtert, dass wir nun abschließen können, aber den gewonnenen Erfahrungsschatz möchten wir auf keinen Fall missen.



Franziska Hierbeck ist Teil unserer Online-Redaktion (Foto: Josefa Hierbeck).



Nadja Zinsmeister ist Leitung für Layout in unserer Printredaktion (Foto: Nina Müller).

Organspende

Sofa zu verschenken

Im Jahr 2019 gab es 2995 gespendete Organe in Deutschland. Hinter jeder Organtransplantation verbergen sich zwei Geschichten: Auf der einen wird ein Leben gerettet, auf der anderen sind Menschen, die jemanden verloren haben. Ein Gespräch über Verlust und Gewinn.

Text: Nina Woelk, Nina Müller, Lea Kossak, Laura Niedermüller, Seban Schmidbauer

Illustration: Rebecca Ostertag



Ein Spenderherz wird 2004 im Berner Inselspital in den Brustkorb eines kranken Patienten implantiert
(Foto: Keystone Gaetan Bally, picture alliance/dpa).

Vor acht Jahren kam der 16-jährige Moses, Sohn von Andreas Heller, mit Kopfschmerzen nach Hause. Im Krankenhaus entdeckten die Ärzte ein Hirnaneurysma. Kurze Zeit später stirbt er an einer Hirnblutung. Nach seinem Hirntod stellen die Ärzte Andreas Heller und seine Frau vor die Frage, ob sie die Organe spenden möchten. Sie entscheiden sich dafür. Anschließend werden Herz, Lunge, Leber und Nieren transplantiert. einsteins hat mit Andreas Heller gesprochen.

einsteins: Kennen Sie die Empfänger der Organe ihres Sohnes?

Andreas Heller: Nein. Ich kenne niemanden. Ich habe von einem Nierenempfänger einen Brief bekommen, in dem stand, wie sehr sich sein Leben durch die Spende verändert hat. Aber der ist anonymisiert. Die Person wollte unbedingt etwas schreiben und ich wurde angerufen, ob ich das lesen will. Und ich habe dann ja gesagt.

Würden Sie die Empfänger gerne kennenlernen?

Ich weiß es nicht. Ich finde es schwierig. Ich wüsste schon gern, wo das Herz meines Sohnes schlägt. Ich denke tatsächlich, ich habe davon nichts, wenn ich diesen Leuten begegne. Vielleicht wenn sie das möchten, aber wir haben auch nie die Initiative ergriffen.

Haben Sie sich schon vor dem Tod Ihres Sohns mit dem Thema Organ-spende beschäftigt?

Ja, aber nur für mich selbst. Ich fahre Motorrad. Die Motorradfahrer brechen sich nicht die Nieren, die brechen sich das Genick. Und das ist so eine Überlegung, die man hat. Ich habe mir nie überlegt,

was sein könnte, wenn mein 16-jähriger Junge stirbt.

Wie schnell war Ihnen klar, dass Sie die Organe spenden möchten?

Mir selbst eigentlich sofort. Wir waren im Spital und die Ärzte haben mir und meiner Frau eröffnet, dass der Junge keine Chance haben wird. Für mich war in diesem Moment ziemlich klar, dass sie uns das fragen werden, weil er an der Maschine war. Ich habe eine Grundeinstellung zum Thema Organspende, aber wir haben das natürlich noch gemeinsam besprechen müssen.

Wie stand Ihre Frau zum Thema Organspende?

Eigentlich auch positiv. Meine Frau ist nach Hause gegangen, denn wir haben noch ein zweites Kind. Ich bin bei meinem Jungen geblieben. Im Krankenhaus hat man dann zig Tests gemacht, sehr genaue Tests und emotional sehr anspruchsvolle Tests. Danach hat man mir gesagt, welche Organe man gebrauchen kann. Dann bin ich das wirklich am Telefon mit meiner Frau durchgegangen. Wir haben gesagt, jetzt sprechen wir über das Herz, jetzt über die Lunge, jetzt über die Nieren, jetzt über die Hornhaut. Als es dann um die Hornhaut ging, da war meine Frau nicht mehr einverstanden. Sie hat sich mit der Vorstellung, dass man jemandem in die Augen schaut und dass da etwas von unserem Sohn ist, nicht wohlgeföhlt.

Würden Sie irgendetwas anders machen, wenn Sie wieder in so einer Situation wären?

Das ist schwierig, das im Vorfeld zu sagen. Ich bin überzeugt, dass wir das gut gemacht haben. Was für mich emotional war, war die Betreuung durch den Koordinator von Swisstransplant. Der ist vor Ort

Zur Person



Foto: privat

Andreas Heller lebt mit seiner Frau Beatrice und den gemeinsamen zwei Söhnen in der Schweiz. Seit dem Tod von Moses engagiert sich Heller bei Swisstransplant, wo er bereits verschiedene Projektarbeiten zum Thema Organspende begleitet hat. Seit zwei Jahren ist er Botschafter bei Swisstransplant und beantwortet auf Veranstaltungen Fragen von Betroffenen. Hauptberuflich arbeitet Heller als Projektmanager bei den Schweizerischen Bundesbahnen.

und die ganze Zeit da. Und das ist etwas, was ich heute noch immer noch sehr, sehr gut spüre: die Nähe dieses Mannes. Ich würde ihn nicht wiedererkennen. Aber an das Gefühl, dass er mir gegeben hat, kann ich mich sehr gut erinnern. Er hat mir die Sicherheit gegeben, dass ich zu jedem Zeitpunkt aus dem Deal aussteigen kann. Als mein Sohn hospitalisiert wurde, war ich die ganze Nacht da, bis zum Ende. Ich habe ihn dann auch noch gewaschen und in den OP gebracht. Wenn man mir damals das Gefühl gegeben hätte, dass sie mehr an den Organen interessiert sind als am Wohle meines Sohnes, dann wäre ich wahrscheinlich ausgestiegen. Wenn das Setting rund herum dasselbe ist, dann bin ich überzeugt, würde ich mich gleich verhalten.

Hatten Sie jemals Angst, dass durch die Freigabe der Organe der Tod beschleunigt wird, weil die Maschinen schneller abgestellt werden?

Das dürfte man eigentlich nicht im Imperfekt verwenden. Ich war bei diesen Tests im Krankenhaus dabei. Da werden knallharte Reflextests gemacht und nicht nur Hirnströme gemessen. Da war gar nichts mehr. Wenn ich vom Wissenschaftlichen ausgehe, denke ich schon, es war richtig. Man hat uns gesagt, wenn wir die Spende nicht machen, dann wird die Maschine abgestellt, weil dieser Junge klinisch tot ist. Aber ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn ich an die Medien getreten wäre. Wenn ich gesagt hätte: ‚Die bringen mein Kind um, die wollen mir nicht noch eine Woche geben.‘ Ich weiß nicht, was geschehen wäre. Das habe ich schon irgendwo im Hinterkopf. Aber damit muss ich leben. So habe ich entschieden.



Eine Übersicht, wie viele Organe in Deutschland gespendet werden und wie viele Menschen aktuell auf der Warteliste stehen, findet ihr in unserem Feature online.

Im vollen Bewusstsein, dass ich da etwas sehr Endgültiges entschieden habe.

Hat der Gedanke, anderen Menschen mit den Organspenden zu helfen, Sie getröstet?

Nein, getröstet nicht. Was ich wirklich sehr toll finde, ist, dass es Eltern gibt, die vielleicht nicht das erleben, was wir erleben mussten. Dass das eine ganz, ganz harte Geschichte ist, kann man sich vielleicht ein Stück weit ausmalen. Aber irgendwie habe ich nicht das Gefühl, dass ich besser über den Verlust hinwegkomme. Der Verlust ist immer noch 100 Prozent.

Warum, glauben Sie, werden in Deutschland so wenig Organe gespendet?

Ich denke, es fehlt Vertrauen. Dass man nicht das Gefühl hat ‚Wir erklären dieses Kind für tot, weil wir die Organe brauchen können.‘ Ich selbst bin der Meinung, dass ich diesen Körper dann nicht mehr brauche, wenn ich tot bin. Meinem Umfeld sage ich, wenn es mich mal erwischt, falls jemand noch Schachfiguren aus meinen Knochen schnitzen will, dann kann er das tun. Oder wenn eine Schule mein Skelett haben will, dann soll sie das haben. Ich habe davon nichts mehr.

Halten Sie es für unsolidarisch, wenn jemand seine Organe nicht spenden möchte?

(überlegt länger) Ja.

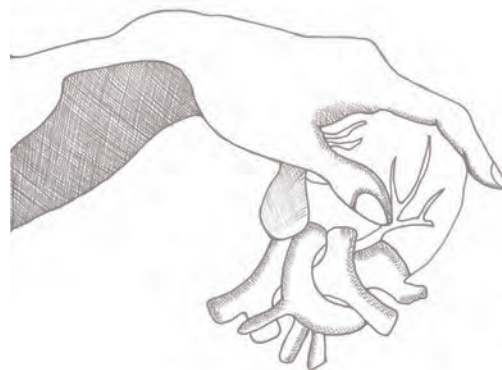
Verraten Sie uns, warum Sie das so sehen?

(lacht herzlich) Ich habe mich so zusammengerissen. Ich wollte, dass diese Aussage so im Text steht (lacht wieder). Es ist möglich, dass ich die Leute mit dem Thema erschrecke. Und das tue ich jetzt vielleicht. Für mich ist es genauso unsoli-

Glossar

Organspende in Deutschland: Auf je eine Million Einwohner kamen 2019 insgesamt 11,2 Organspender. Damit liegt Deutschland in Europa auf Platz 28, die Schweiz auf Platz 20. Weltweit an der Spitze steht Spanien mit 48,9 Organspendern je eine Million Einwohner.

Hirntod: Der unumkehrbare Ausfall der gesamten Hirnfunktionen. Um den Hirntod eindeutig festzustellen, führen mindestens zwei Fachärzt*innen unabhängig voneinander Tests durch, um beispielsweise den Atemreflex und Hustenreflexe zu prüfen. Nach dem Hirntod kann ein Mensch nur durch intensivmedizinische Maßnahmen künstlich am Leben erhalten werden. Eine Chance zurück ins Leben zu kommen, gibt es nicht.



Dringlichkeitsliste: Weil insgesamt weniger Organe gespendet werden als benötigt, stehen die potenziellen Organempfänger auf einer Warteliste. Patient*innen mit der Stufe „High Urgency“ (dt: hohe Dringlichkeit) befinden sich in einer akut lebensbedrohlichen Situation und werden bei der Vermittlung bevorzugt.

Widerspruchslösung: Sie sieht vor, dass jede*r automatisch Organspender*in wird, wenn er*sie zu Lebzeiten nicht ausdrücklich widerspricht. In Deutschland gilt weiterhin die Entscheidungslösung, bei der die verstorbene Person einer Organentnahme vor dem Tod zugestimmt haben muss. Liegt keine Entscheidung vor, müssen die Angehörigen entscheiden.

darisch, wenn sie ein schönes Sofa haben, und sie kaufen sich ein noch schöneres Sofa. Jetzt gibt es Leute, die das alte Sofa gebrauchen können. Aber sie sagen: ‚Nein, ich verbrenne es lieber‘. Ich finde das irgendwie doof. Die Leute in meinem direkten Umfeld haben gesagt, sie respektieren unsere Entscheidung, die Organe zu spenden. Für sie käme das aber nicht in Frage. Ich bin in einer Situation, in der ich sagen kann: ‚Ihr habt doch alle keine Ahnung wie das ist.‘ Das sag ich natürlich nicht, weil das nicht fair wäre. Ich würde aber schon am Liebsten antworten: ‚Was machst du, wenn dein Kind drei Mal in der Woche zur Dialyse muss und leidet, und du bekommst diese Chance? Da ist ein Körper, der das nicht mehr braucht. Dann nimmst du’s nicht, weil du’s nicht richtig findest?‘



Was könnte Ihrer Meinung nach getan werden, um die Spendenbereitschaft zu erhöhen?

In der Schweiz gibt es aktuell eine Initiative, die vorsieht, dass man die Widerspruchslösung zieht. Das ist ein Punkt. Ich finde, man sollte das Thema immer wieder ansprechen. Die Leute sollen sich Gedanken darüber machen. Es sollte eine Diskussion geben, die möglichst sachlich ist. In der man das Beispiel mit dem Sofa bringen kann. Dass man dann vielleicht wirklich erkennt: Das was nicht verwendet wird, das wird verbrannt oder erdbestattet. Das wird verschwendet.

Sie haben die Widerspruchslösung erwähnt. Was halten Sie davon?

Ich finde sie eigentlich gut, man sollte das sehr, sehr breit diskutieren. Wenn ich davon ausgehe, dass heute Vertrauen fehlt, dann ist eine Gesetzesänderung zu wenig. Für mich selbst spielt sie überhaupt keine Rolle. Ich habe diesen Ausweis und ich bin im nationalen Register. Aber ich finde das einen guten Gedanken. Dann bekommt jeder Post. Leider wird sich nur die Hälfte damit befassen, sehr viele Leute bei uns sind unpolitisch. Jeder würde aber die Gelegenheit bekommen sich aktiv damit auseinanderzusetzen. Ich bin sehr dafür, dass diese Lösung kommt.

Was sagen Sie Menschen, die aus dem Glauben heraus davon überzeugt sind, dass man keine Organe spenden sollte?

Ich weiß nicht, was das für diese Leute bedeutet. Ich halte mich auch für einen einigermaßen gläubigen Menschen, aber nicht so sehr wie andere das vielleicht tun. Es muss zulässig sein, dass ich für mich den Entscheid fälle: ich will das nicht. Das muss sein. Ich kann nicht für andere Leute entscheiden und deren Situationen einschätzen.

Ich habe einmal mit einer Gruppe sehr christlicher Leute versucht zu dis-

kutieren. Sie haben gesagt: ‚Gott brauchte diesen Jungen für sich, das ist Gottes Plan, das musst du akzeptieren‘. Man hat mir gesagt, dass das Herz meines Sohns nach Holland gekommen ist. Da ist ein Mensch, der nicht weiß, wie lange er noch lebt. Der so auf der Dringlichkeitsliste ist, dass man das Herz international transportiert. Und wir Menschen bringen es fertig, dass man einen toten Menschen am Leben erhält, dieses Herz herausnimmt und innerhalb von acht Stunden irgendwo in diesem Körper in Holland zum Schlagen bringt. Dann hat uns die Schöpfung eine Möglichkeit gegeben, die fantastisch ist. Man hat mich damals auf der Arbeit angerufen und hat gefragt: ‚Sind sie emotional bereit, eine Info zu nehmen?‘. Dann hat man mir gesagt, dass dieser junge Mann mit dem Fahrrad zur Schule gefahren sei, heute Morgen.

Also warum lassen wir zu, dass Menschen unnötig sterben, wenn unser Schöpfer uns die Möglichkeit gibt, so etwas zu lösen? Und wenn ich mir überlege, dass da ein Junge in Holland war, der aufwacht und fragt, ‚habe ich das neue Herz drin?‘ Das soll seine erste Frage gewesen sein. Für mich ist das eigentlich eine Sünde an der Schöpfung, wenn man das nicht versucht.

Zu unserer Recherche



Vor der Recherche besaßen vier von fünf Reporter*innen aus dem Team einen Organspendeausweis. Nach vielen bewegenden Gesprächen mit Hinterbliebenen, einer Fragerunde mit einem Mediziner und dem Durcharbeiten von unzähligen Statistiken wurden es fünf von fünf.

Geben und Nehmen

Spenden ist solidarisch. Auch, wenn es um den eigenen Körper geht? Menschen können Haare, Blut, Samen und Organe abgeben. Oft bekommt der*die Spender*in Geld dafür. Aber ist eine Spende noch solidarisch, wenn man dafür bezahlt wird? Welche gesundheitlichen Risiken sind Menschen bereit, für andere einzugehen? Die Übersicht soll anregen, die eigenen Grenzen von Solidarität zu hinterfragen.

Text: Nina Woelk, Nina Müller, Laura Niedermüller, Seban Schmidbauer, Lea Kossak
Illustration: André Schubert

Haare

Haare zu spenden, hilft Menschen, die auf eine Echthaarperücke angewiesen sind. Bestimmt sind die Perücken für Menschen, die aufgrund einer Chemotherapie oder Verbrennungen keine Haare mehr haben oder von kreisrundem Haarausfall betroffen sind. In diesen Fällen wird eine kostenlose Perücke ärztlich verschrieben.

Brauchbar ist die Spende ab einer Länge von 25 Zentimetern, doch je länger und schwerer der Zopf ist, desto geeigneter ist die Spende. Gesunde Haare können auch gefärbt verwendet werden. Dreadlocks, Haare mit chemischer Dauerwelle oder permanent geglättetes Haar sind nicht geeignet. Den Zopf verschickt der*die Spender*in dann per Post an eine Organisation, wie an den *Bundesverband für Zweithaarspezialisten (BVZ)* oder *w*, eine Manufaktur, die gespendete Haare direkt zu Perücken weiterverarbeitet.

Bei einer Haarspende ab 30 Zentimetern, die in einwandfreiem Zustand ist, erhalten Organisationen einen Betrag im Wert der gespendeten Haare, der sich aus Faktoren wie Länge, Gewicht, Struktur und Farbe zusammensetzt. Am wertvollsten sind blonde, lange und qualitativ hochwertige Haare.

Postmortale Spenden

Mehr als 9000 Menschen stehen auf der Warteliste für eine Organtransplantation, davon warten über 7000 auf eine Niere. 2019 starben 756 Personen, weil es zu wenig Spender*innen gab.

Bei einer postmortalen Spende – nach der ärztlichen Feststellung des Hirntodes – können Niere, Leber, Herz, Lunge, Dünndarm, Bauchspeicheldrüse und Gewebe, wie die Augenhornhaut, gespendet werden.

Nach der Entscheidungslösung dürfen nur Organe und Gewebe entnommen werden, wenn die Person zu Lebzeiten zugestimmt hat. Auf einem Organspendeausweis kann jede*r, der*die mindestens 16 Jahre alt ist, angeben, ob und welche Organe und Gewebe er*sie spenden will und wer nach der ärztlichen Feststellung des eigenen Hirntodes ein Mitspracherecht hat.

Lebendspenden

Bei Lebendorganspenden werden fast ausschließlich Nieren und Teile der Leber übertragen. Bei einer Lebendspende der Leber, wächst die Leber des*der Spender*in nach der Transplantation nahezu wieder auf die Ausgangsgröße an.

Jährlich werden etwa 2000 Nieren transplantiert, davon wird mehr als ein Viertel lebend gespendet. Auch die Lebendspende von Teilen der Lunge, des Dünndarms oder der Bauchspeicheldrüse ist möglich, diese wird wegen komplizierter Operationstechniken selten durchgeführt.

Vor jeder Lebendspende werden mit den Spender*innen Gespräche geführt, die sicherstellen sollen, dass die Spende freiwillig und ohne finanziellen Anreiz abläuft. Ärzt*innen untersuchen vor der Operation, ob Spender*in und Empfänger*in zusammenpassen.

Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus müssen Spender*in und Empfänger*in regelmäßig Nachsorge-Termine wahrnehmen, damit die Ärzt*innen den Heilungsverlauf beobachten können.

Klinische Studien

Zwischen 1000 und 6000 Proband*innen müssen ein Medikament testen, bevor es in Deutschland auf den Markt kommt. Dabei untersuchen Forschungsinstitute die Verträglichkeit und Wirksamkeit. Die Proband*innen geben nicht dauerhaft etwas von ihrem Körper ab, sondern stellen ihn für einen begrenzten Zeitraum der Wissenschaft zur Verfügung. Nebenwirkungen – mit teils bleibenden Schäden – sind nicht ausgeschlossen. Eine unabhängige Ethik-Kommission bewertet die gesundheitlichen Risiken.

Proband*innen bewerben sich in Internetportalen. Je nach Studie bekommen Testpersonen bis zu 6000 Euro. Teilnehmen kann jeder, der zum Design passt: Gesund, nicht gesund, Raucher, Nicht-Raucher, meist zwischen 18 und 60 Jahren. Dr. Philipp Badorrek, Facharzt für klinische Pharmakologie, glaubt, dass bei den meisten Proband*innen kein Solidaritätsgedanke dahintersteht: „Ohne die finanzielle Entschädigung wäre es nicht möglich, solche Studien zu machen.“

Blut

Nehmen Sie derzeit Medikamente ein? Konsumieren Sie Drogen? Wiegen Sie mindestens 50 Kilogramm? Solche Fragen muss jede Person vor einer Blutspende beantworten. Auch eine ärztliche Untersuchung ist Pflicht. Für Spender*in und Empfänger*in sollen gesundheitliche Risiken ausgeschlossen werden. Deswegen darf ab dem 76. Lebensjahr nicht mehr gespendet werden. Auch muss genügend Eisen vorhanden sein, damit sich schnell genug Blut nachbilden kann.

Für die Versorgung in Krankenhäusern ist es wichtig, genügend Blutkonserven auf Lager zu haben, vor allem für Krebsbehandlungen. Laut des *Deutschen Roten Kreuz* ist ein Großteil der Bürger mindestens einmal im Leben auf das Blut anderer angewiesen. Aber die Anzahl der Blutspender*innen sinkt. Während es 2011 noch 95 Spenden pro 1000 Einwohner*innen gab, waren es 2018 nur noch 78.

Es können auch einzelne Bestandteile des Bluts gespendet werden, wie das Blutplasma oder die Thrombozyten. Eine Vollblutspende dauert rund 15 Minuten, die Entschädigung beträgt maximal 25 Euro. Viele spenden beim Roten Kreuz aber umsonst, oder bekommen eine kleine Verpflegung als Gegenleistung.

Samen

Die Samenspende ist in Deutschland anonym. Bevor eine Spende stattfinden kann, müssen viele Anforderungen erfüllt werden: Spender müssen zwischen 20 und 50 Jahre alt sein, einen gesunden Lebensstil pflegen und dürfen keine chronischen oder ansteckenden Krankheiten haben. Je höher die Menge und Beweglichkeit des Spermas, desto besser.

Die Samen werden in Samenbanken gesammelt. Bei der Spende wird die Frau mit aufbereiteten Spermien künstlich befruchtet. Dabei werden Samen mittels eines Katheters in die Gebärmutter geleitet.

Der Spender bekommt keine Information über die Identität oder Anzahl, der mit seinen Spermien gezeugten Kinder oder deren Eltern. Ebenso bleibt der Spender gegenüber der Empfängerin anonym. Sobald das Kind 16 Jahre alt ist, kann es die Identität des Spendervaters über die Samenbank oder das Samenspenderegister erfragen.

Die Vergütung unterscheidet sich deutschlandweit, von 40 Euro in Hamburg, bis zu 200 Euro in Düsseldorf. Dabei handelt es sich mehr um eine Entschädigung für den zeitlichen Aufwand. Gespendet wird durchschnittlich an insgesamt zehn Terminen.

30 Jahre einsteins

Die Säulen des Magazins

Im Laufe der Jahre haben viele Dozierende einsteins begleitet. Wir haben sie gefragt, was ihr Lieblingscover ist, welcher Beitrag sie am meisten beeindruckt hat und welche Katastrophe ihnen aus 30 Jahren einsteins in Erinnerung geblieben ist.

Walter Hömberg, Herausgeber 1991-2010



Foto: Christian Klein

Für besonders gut gelungen halte ich die Titelseiten der Ausgaben, die zwischen 2004 und 2006 erschienen sind. Wenn ich mich in diesem Schönheitswettbewerb für ein Cover entscheiden muss, favorisiere ich die Nr. 14 von 2004 zum Thema „Sammeln“.

Ich erinnere mich an viele gute Artikel und originelle Beiträge. Brillant vor allem die Reportage, die 2010 in Ausgabe 20 unter dem ironischen Titel „Altersteil-

zeit“ erschienen ist. Der Untertitel bringt es auf den Punkt: „Johannes Laubmeier ist 23 Jahre alt. Für einsteins wurde er 73 und wohnte drei Tage lang im Altenheim. Er lernte, Geduld zu haben. Mit sich und mit der Zeit. Eine langsame Geschichte.“ Der Verfasser beschreibt in dieser sensiblen Rollenreportage anschaulich seine Erfahrungen und Eindrücke vor Ort. Um sich besser einfühlen zu können, trug er bei seinen Recherchen einen Altersanzug (Marke *Age Man*), der die körperlichen Beschwerden simuliert.

Das Cover von Nr. 9 aus dem Jahre 1999 ist rundum misslungen: ein optisches

Tohuwabohu, in dem der Titel („Medien – Geschichte – Umbrüche“) völlig untergeht. Ein schlechter Start für ein Heft, das aufschlussreiche Beiträge zum Thema Geschichtsjournalismus enthält. Im gleichen Jahr haben wir übrigens in Eichstätt eine Fachkonferenz zu diesem Thema durchgeführt, die ein gutes Echo gehabt hat. Der daraus hervorgegangene Tagungsband hat in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt.

Ulrich Detsch, Redaktionsleitung 1991-1993



Foto: privat

Nein, regionale Themen für die erste einsteins-Ausgabe zu finden, war 1991 kein Problem. Umso mehr Sorgen bereiteten Layout und Produktion.

Wenn ich die heutigen sehr stark grafisch arbeitenden Ausgaben sehe, wirken unsere ersten Hefte eher wie nüchterne Newsletter. Aber: Wir arbeiteten mit damals ungewöhnlichen Apple-Rechnern und einer Redaktionssoftware, die Professor Hömberg und ich bei einer Exkursion zur

Leipziger Volkszeitung entdeckt hatten. Die Journalisten dort hatten damals quasi über Nacht erfolgreich mit vernetzten Apple-Computern und der Software *Quark X-Press* die „Wende“ von Bleisatz auf Ganzseitenumbruch geschafft: „Wenn die so schnell und unkompliziert mit der Technik arbeiten, dann ist das ideal für unsere Studierenden“, so konnte ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter damals Professor Walter Hömberg überzeugen. Vom Eichstätter Uni-Rechenzentrum wurden wir nicht unterstützt. Im Gegenteil: „Die Spinnen doch, mit ihren Macs!“. Die Studierenden hängten sich aber rein, Klaus

Meier war damals besonders hartnäckig im Einsatz, oft bis in die Nacht hinein. Mir persönlich blieb inhaltlich die Story über die Doktorarbeiten aus der Eichstätter Unibibliothek in Erinnerung. Beispiel: Dr. Albert Einstein mit nur 17 Seiten über das Zuckermolekül, keine einzige Literaturangabe und wissenschaftlich damals ohne jede Resonanz.

Heute freue mich immer wieder, wie souverän und kreativ der Eichstätter Journalistennachwuchs die Zeitschrift macht: Ein Thema – das ist viel besser als ein inhaltlich bunter Newsletter wie 1991. Ich gratuliere von Herzen und wünsche weiter

Klaus Meier, Redakteur 1992 und Herausgeber 2011-2012



Foto: KU

Mein Lieblingscover ist „Heimat“ von 2012. Thema und Titel haben den Nerv der damaligen Zeit getroffen und den „European Newspaper Award“ in der Studentenkategorie beim größten europäischen Zeitungswettbewerb gewonnen. Dabei waren die Studierenden anfangs skeptisch, weil sich „Heimat“ nicht so interessant anhör-

te. Herausgekommen ist aber ein spannendes Produkt.

Für mich fällt kein Artikel aus dem Rahmen, dass er mir speziell deshalb in Erinnerung geblieben wäre. Zum einen sind die Hefte, an denen ich beteiligt war, schon sehr lange her, zum anderen waren es viele wirklich tolle Geschichten.

An eine richtige Katastrophe kann ich mich nicht erinnern. Aber das Titelbild von 1992, für dessen Idee und Montage ich zuständig war, war eine stundenlange Nachtarbeit, weil die zwar sauteuren Computer

und die ersten Versionen von Photoshop mit Bildbearbeitung ziemlich überfordert waren und trotz schwarz-weiß-Foto ewig gebraucht haben. Das Titelbild hatte am Ende auch zwei klare Schwächen: zum einen trifft es das Thema nicht so richtig (wir hatten zu diesem Foto keine Geschichte im Blatt), zum anderen ist die Montage technisch-gestalterisch nicht gut gelungen. Die Lehrredaktion Print wurde übrigens 1990/91 gekauft und war damals das Beste, was man für die Printproduktion bekommen konnte. Sie kostete unge-

Ralf Hohlfeld, Redaktionsleitung 1997-2006



Foto: privat

damaligen Herausgeber Walter Hömberg, wie man sich vorstellen kann.

Die beeindruckendste Geschichte auszuwählen ist sehr schwer, zumal ich selbst so viele Geschichten betreut habe. Leider habe ich nicht mehr alle Exemplare zur Verfügung. Ich erinnere mich bei „Anfang

und Ende“ und bei „Tugend und Laster“, auch bei „Wetter“ an besonders gelungene Ausgaben. Zumindest besonders in Erinnerung geblieben ist mir die Geschichte von Dominik Stawski und Sebastian Meinberg über den alkoholkranken LKW-Fahrer, „der immer Sprit im Tank hatte“ (ich glaube aus „Tugend und Laster“) oder an den Selbstversuch von – jetzt fällt mir der Name nicht ein – einem Studierenden, der im Januar 2004 zum Funtensee aufbrach, um am kältesten Ort Deutschlands bei arktischem Frost im Freien zu übernachten (Heft „Wetter“).

An echte Katastrophen bei der Pro-

duktion erinnere ich mich nicht – vermutlich, weil ich diese erfolgreich verdrängt habe. Aber mir kommen Bilder in den Sinn – vermutlich ebenfalls 2004? – als der harte Kern der Redaktion in der Wohnung des damaligen Co-Chefredakteurs, Ralph Kendlbacher, Schlussredaktion und Druckvorstufe innerhalb von 48 Stunden ohne Schlaf, mit unzähligen Stangen Zigaretten (Kendlbacher hatte stets zwei oder drei Kippen gleichzeitig im Ascher glimmen) und diversen Kaltgetränken durchgezogen hatte und in den frühen Morgenstunden des dritten Tages das fertige PDF mit einem Schweinebraten-Frühstück feierte,



Foto: KU

Am gelungensten finde ich die Titelbilder jener Ausgaben, bei denen die meisten Entwürfe zur Wahl standen. Bei den Heften „Heimat“ (2012) und „Schwarz-Weiß“ (2013) wurde der meiste Aufwand für das Foto auf Seite eins getrieben, was die Anzahl der umgesetzten Alternativen anbelangt. Für mich ist die Ausgabe 23 „Schwarz-Weiß“ auch der Gewinner. Vielleicht nicht das tiefstsinigste Motiv, aber auf jeden

Fall ein Hingucker mit Action – auch beim Shooting.

Schwieriger ist die Frage nach dem Lieblingsartikel. Ich erinnere mich an die kleine Serie im Heft „Tabu“ (2011). Unter dem Titel „Zerreißprobe“ ging es um verschiedene familiäre Situationen, die nicht der Norm von der heilen Familie entsprechen: eine Mutter, die kaum Gefühle für ihr Kind empfindet; ein Vater, der erfährt, dass „sein“ Sohn gar nicht von ihm stammt; ein junger Mann, dessen Eltern Priester und Nonne sind und der deshalb seine Herkunft lange geheim halten musste; eine

Mutter, die ihr Kind durch Suizid verliert; oder eine Mutter, die im Gefängnis sitzt. Herausgekommen sind sehr berührende und intime Porträts.

Redaktionelle Katastrophen gab's nach meiner Erinnerung nie. Aber fast wäre etwas passiert: Da hatte ein Photoshooting nämlich beinahe juristische Folgen. Es ging – ausgerechnet – um verbotene Tätigkeiten. Ein studentisches Fotomodell hatte sich mit einer geliebten Polizeiuniform verkleidet, um in den nachgespielten Szenen den Hüter des Gesetzes zu mimen. Die echte Polizei wurde auf

Friederike Hermann, Herausgeberin 2013-2019



Foto: KU

Es ist schwer, ein Titelbild auszuwählen, weil alle einzigartig sind. Was ich jedoch liebe, ist das Cover aus meinem ersten Jahr: „Schwarz-Weiß“. Es ist auf der einen Seite sehr studentisch experimentell und hat etwas Wildes. Gleichzeitig ist es hochprofessionell gemacht. Diese Mischung gefällt mir sehr.

Auch die Frage nach der Lieblingsgeschichte ist schwierig, es sind viele wirk-

lich toll. Im Gedächtnis geblieben ist mir der Beitrag über Reichsbürger (2018). Das war eine mit unseren Mitteln sehr gewagte Recherche, insbesondere für Newcomer im Journalismus. Beeindruckt hat mich, mit welchem Respekt die Studierenden mit dem Protagonisten umgegangen sind. Sie haben immer den Menschen dahinter gesehen.

Es gibt nahezu jedes Jahr schwierige Situationen. Besonders dramatisch war es bei einer Geschichte aus dem Heft „Verlieren“ (2017). Dabei ging es um das Thema Führerscheintourismus; ein problemati-

sches Angebot, nach einem Führerscheinentzug im europäischen Ausland den Schein wiederzubekommen, eine rechtliche Grauzone für Betrüger. Da waren Bilder vorgesehen, für die wir keine Rechte hatten, wie sich erst bei der Produktion herausstellte. Die Protagonisten hatten bereits spitzgekriegt, dass wir kritisch darüber berichten wollten und hätten sofort geklagt. Ich war sehr froh, dass wir Herrn Fricke als erfahrenen Medienrechtler mit im Boot hatten. Er konnte uns sagen, was wir machen können, und letztlich haben wir die Geschichte veröffentlicht.

Susanne Wegner, Redaktionsleitung seit 2014



Foto: Maximilian Weidmann

Da ich die Diskussionen kenne, die hinter den Covern stecken, die ich betreut habe, finde ich alle Titelbilder schön. Persönlich gefällt mir

das Bild von 2018 sehr gut: eine Gruppe an Protestierenden vor dem Hintergrund des Eichstätter Doms. Der Reliefflack hebt die Demonstrierenden optisch und haptisch hervor. Ich ertappe mich immer wieder dabei, wie ich liebevoll übers Cover streichele.

Von den Geschichten her erinnere mich besonders an das Heft „Fremd in Deutschland“ (2015). Mehrere Geschichten erzählen aus der Sicht von Migrant*innen, die in Deutschland eine neue Bleibe gesucht und zum Teil auch gefunden haben. Zusammen ergeben sie in meinen Augen eine gelungene Komposition, die eher selten zu finden ist.

Als redaktionelle Katastrophe habe ich einen Vorfall im Jahr 2015 empfunden. In der Layout-Redaktion sprachen wir über viele Details: Wo soll welcher Trennungsstrich in welcher Farbe zum Einsatz kommen und in welcher Größe? Was wir

versäumt hatten zu prüfen, waren die Dokumenteinstellungen der Redakteur*innen. Zwei Tage vor Druckschluss die Überraschung: Sie arbeiteten nicht wie die 20 Ausgaben zuvor mit 200x265mm, sondern mit DIN-A4, was etwa 4 cm größer ist. Zu spät, die 72 Seiten auf die etablierte Einsteins-Broschürengröße anzupassen. Im Nachhinein sehe ich das nicht mehr so wild: Optisch reiht sich das Heft 2015 in die Riege der allerersten Ausgaben des Einsteins-Magazines ein.

Korbinian Klinghardt, Redaktionsleitung seit 2020



Foto: Anna Zimmermann

Eines der besten Cover (unseres ausgenommen) hat meiner Meinung nach das Magazin Nr. 28 aus dem Jahr 2018 mit dem Titel „Protest“. Es ist kontrastreich, dynamisch und hat haptische Gestaltungselemente. Das Cover macht in meinen Augen neugierig, regt zum Lesen an und ist ein echter Hingucker.

Eine Geschichte, die mir besonders gut gefallen hat, findet sich in der 20. Ausgabe mit dem Titel „... und morgen?“.

Für das Heft aus dem Jahr 2010, das sich Zukunftsthemen widmet, hat Johannes Laubmeier drei Tage in einem Altenheim verbracht. Laubmeier beweist in dieser Geschichte seine extrem gute Beobachtungsgabe und sein Vermögen, seine Wahrnehmungen in eine klare Sprache zu überführen. Das sind für Journalist*innen essentielle Fähigkeiten.

Richtige redaktionelle Katastrophen blieben mir in meinem ersten Jahr als Chefredakteur glücklicherweise bislang erspart. Selbstverständlich wurden die Produktionsbedingungen heuer durch die Corona-Pandemie erschwert. Umso mehr

können die Studierenden auf sich stolz sein, trotz dieser Umstände – Online-Ab-sprachen und der fehlende unmittelbare Kontakt zueinander – so eine großartige Ausgabe produziert zu haben.

Titel, Themen, Trommelwirbel

Vorhang auf für die einsteins-Cover der letzten drei Jahrzehnte!



1991
Wissenschaft



1992
Ökologie



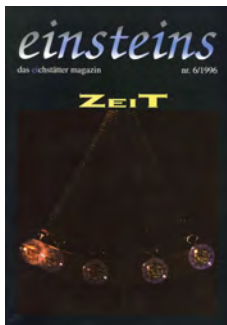
1993
Medien in der Region



1994
Kultur in der Region



1995
Wirtschaft in der Region



1996
Zeit



1997
Der x-te Sinn



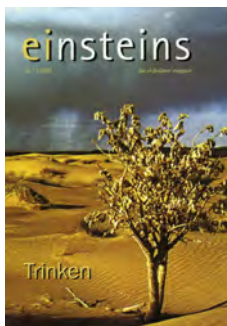
1998
Kulte + Kulturen



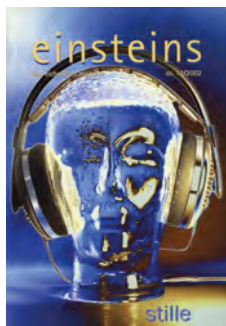
1999
Medien & Geschichte



2000
Humor



2001
Trinken



2002
Stille



2003
Glück

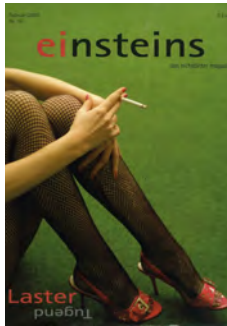


2004
Sammeln



2005
Anfang & Ende

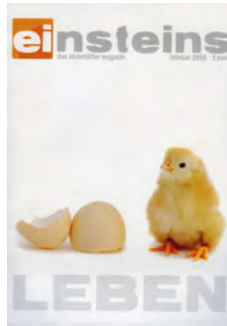
einsteins. *Jubiläum*



2006
Tugend und Laster



2007
Wetter



2008
Leben & Sterben



2009
Journal des Luxus und der Moden



2010
Zukunft



2011
tabu



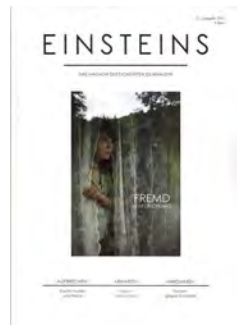
2012
Heimat



2013
schwarz-weiß



2014
Gerechtigkeit



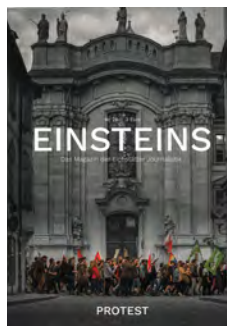
2015
Fremd in Deutschland



2016
Mobilität



2017
verlieren



2018
Protest



2019
Zäune, Grenzen, Mauern



2020
Solidarität



Erst Liebe, dann Schläge, dann Flucht

Unterstützung, Schutz und Solidarität. Darauf sind von häuslicher Gewalt betroffene Frauen besonders angewiesen. Frauenhäuser gelten als wichtige Zufluchtsstätten, stoßen jedoch oftmals an ihre Kapazitätsgrenzen. Woran fehlt es und wie kann Betroffenen dennoch geholfen werden?

*Text: Melanie Barth, Niklas Bröckl, Daniela Hausruckinger, Clara Schillinger und Kim Josephus
Illustrationen: André Schubert*

Mit voller Wucht schlägt er seinen Kopf auf ihre Nase. Auf offener Straße. Jessica wird schwindlig und schlecht, sie will ins Krankenhaus. Er lässt sie nicht. Als sie ihn überreden kann, lügt sie bei der Behandlung. Sie erzählt den Ärzt*innen, sie sei gegen eine Autotür gelaufen. „Ab da wusste er, dass ich ihn decke“, erinnert sie sich heute.

Ein anderes Mal schleift er sie durch ihre gemeinsame Wohnung, schleudert sie gegen eine Kommode. Seine Schwägerin, die auf dem Balkon steht und alles mitbekommt, sieht zu. Bleibt aber still. In diesem Moment weiß Jessica, dass es so nicht weitergehen kann.

Schon im Kindesalter begann Jessica, 26, Liebe mit Gewalt zu verbinden. Ihr Bruder wurde sehr schnell aggressiv, schlug sie zwar nie, war aber stets kurz davor. „Das war ein Punkt, an dem ich dachte, okay, das muss es wohl sein. Gewalt ist Liebe“, erzählt sie. Diese Auffassung führt dazu, dass sie im Alter von 18 Jahren mit ihrem gewalttätigen Freund zusammenkommt. Gewalt, die sich nicht nur physisch, sondern auch psychisch äußert. Aus Schamgefühl und Angst bleibt sie vier Jahre an seiner Seite.

Im Laufe dieser Zeit versucht sie immer wieder sich von ihm zu trennen. Doch ihr vier Jahre älterer Freund lässt nicht locker. Er sucht sie auf, redet immer wieder auf sie ein und schenkt ihr rote Rosen. Manipuliert sie so lange, bis sie zu ihm zurückkehrt. „Da konnte er der liebste Mensch sein“, sagt Jessica. Als er sie einmal im Auto verprügelt, fährt sie zur Polizei und er-

stattet Anzeige. Zehn Tage lang darf er daraufhin nicht in die gemeinsame Wohnung, damit Jessica ausziehen kann. Nur einen Tag später schafft er es wieder, sie zu überzeugen. Sie zieht die Anzeige zurück. „Das war in meinen Augen der schlimmste Fehler, den ich je gemacht habe“, sagt sie heute.

In diesem Verhalten sieht Lydia Benecke, Kriminalpsychologin, ein typisches Muster. Laut Benecke wird einem gewalttätigen Partner oftmals vergeben, da sich dieser immer wieder sehr zuvorkommend und liebevoll verhält. Außerdem übertrage der Partner oft die Schuld auf die betroffene Frau. „So wirkt der psychologische Mechanismus, dass der Täter die Macht dem Opfer gegenüber ausübt, das Opfer zunehmend Selbstvertrauen verliert und weniger an die eigene Wahrnehmung glaubt“, sagt Benecke. Expert*innen und Psycholog*innen sprechen angelehnt an den Fachterminus meist von „Opfern“ häuslicher Gewalt. Betroffene wie Jessica finden diesen Begriff oft unzutreffend, weil er nicht wertfrei ist und falsche Vorstellungen mit sich bringt. „Opfer geben auf, das ist eine geklärte Sache. Ich bin eine Betroffene, weil ich nicht aufgegeben habe und ich kämpfe weiter“, sagt sie.

Von ihrem Umfeld wird Jessica kaum ernstgenommen oder unterstützt. In ihrer Verzweiflung und Hilflosigkeit hätte sie sich deshalb gerne an ein Frauenhaus gewandt. „Da weiß ich, dass Menschen um mich herum sind, die gleiches erlebt haben. Da sind Menschen, die unterstützen mich in dem, was ich tun muss“, erklärt sie. Doch ein Frauenhaus in ihrer Nähe gibt es zum damaligen Zeitpunkt noch nicht.



Wie Jessica erlebt nach Angaben des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) in Deutschland jede vierte Frau mindestens einmal in ihrem Leben häusliche Gewalt. Männer und Kinder sind ebenfalls von häuslicher Gewalt betroffen, zur Häufigkeit der Fälle gibt es jedoch keine verlässlichen Quellen und Zahlen. Somit gelten Frauen nachweislich als am häufigsten von häuslicher Gewalt betroffen. Um sich vor körperlicher und psychischer Gewalt durch den Partner zu schützen, fliehen Betroffene oft in Frauenhäuser, die sichere Unterbringung und therapeutische Hilfe anbieten. Die Frauen müssen von den Frauenhäusern jedoch oftmals abgewiesen werden, da es keine freien Plätze gibt. Das ist Realität in Deutschland – und nicht erst seit der Corona-Krise.

Fehlende Plätze im Hilfesystem

Der Europarat hat eine Mindestanzahl von 21000 Plätzen in Frauenhäusern

empfohlen. Laut eines Berichts des Bundestages gibt es in Deutschland davon bislang nur ein Drittel. „Wir beklagen schon seit Jahren fehlende Plätze und Personal in Frauenhäusern“, sagt Sylvia Haller, Vertreterin der *Zentralen Informationsstelle autonomer Frauenhäuser* (ZIF). Sie koordiniert die Belange von rund 100 Frauenhäusern in ganz Deutschland und vertritt deren Interessen auf politischer Ebene. In der Corona-Pandemie häufen sich die Hilferufe der angeschlossenen Frauenhäuser, die mit der Situation überfordert sind. „Die Lage hat sich weiter zugespitzt“, sagt sie.

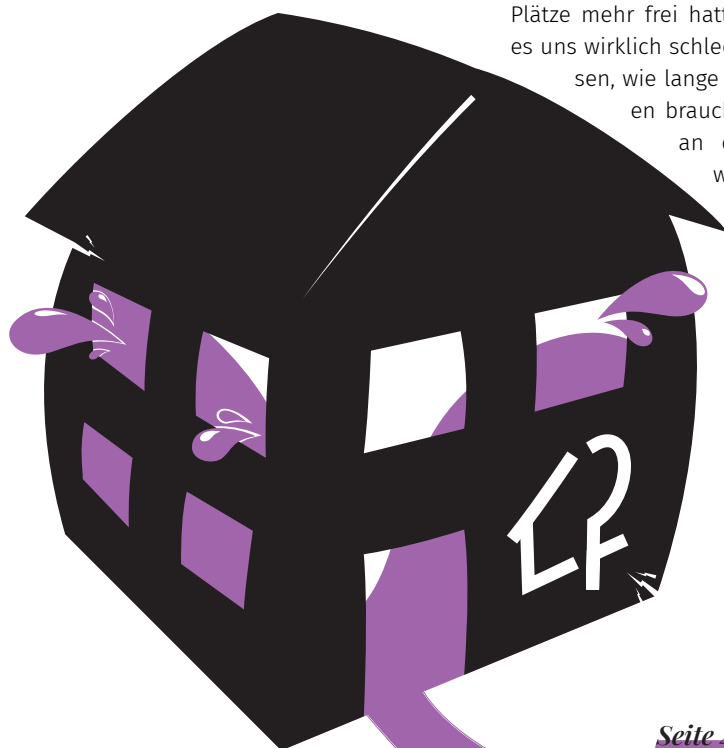
Viele Frauenhäuser, ein Problem

Anja Kröber, Mitarbeiterin im Frauenhaus Oldenburg, Niedersachsen, und ihre Kolleg*innen kämpfen schon seit Jahren mit fehlenden Plätzen und zu wenig Personal in ihrem Frauenhaus. Im letzten Jahr mussten sie insgesamt 150 Frauen absagen, weil sie keine Plätze mehr frei hatten. „Damit geht es uns wirklich schlecht, weil wir wissen, wie lange betroffene Frauen brauchen, bis sie sich an das Hilfesystem wenden“, sagt sie. Was mit den abgelehnten Frauen passiert,

wisse sie nicht. Wegen fehlender Zeit und fehlenden Personals sei es ihnen nicht möglich, sich um die weitere Vermittlung der Frauen zu kümmern. Zusätzlich erschweren die Maßnahmen aufgrund der Pandemie die Beratung der Frauen: „Bei so persönlichen Gesprächen ist man eben auf die Mimik des Gegenübers angewiesen. Und die fehlt hier.“

Laut einer Recherche des *Katapult*-Magazins erfüllen nur zwei Bundesländer die vom Europarat empfohlene Mindestanzahl an Plätzen in Frauenhäusern. Das Saarland schneidet hierbei am besten ab. Doch auch dort kommt es immer wieder vor, dass alle Frauenhausplätze zeitgleich belegt sind und den Frauen abgesagt werden muss. Letztes Jahr sei das laut Mascha Nunold, Bereichsleiterin der Frauenhäuser im Saarland und stellvertretende Leiterin des Frauenhauses in Saarbrücken, bei etwa 60 Frauen der Fall gewesen. „Trotzdem sind wir für die Frauen da, unterstützen sie bei einer alternativen Frauensuche, beraten vor Ort, und zeigen ihnen verschiedene Möglichkeiten auf.“ Für besondere Notfälle gibt es zudem in allen drei Frauenhäusern ein Zimmer, das zu jeder Tages- und Nachtzeit in Anspruch genommen werden kann.

Sachsen-Anhalt bildet bei dem bundesweiten Vergleich das Schluss-



Frauenhaus

Ein Frauenhaus ist eine Einrichtung mit bestimmten Schutzvorkehrungen wie Eingangsschleusen und anonymen Adressen. Das gesamte Gelände ist gesichert und eine Rufbereitschaft steht rund um die Uhr zur Verfügung. Die Frauen wohnen dort meist in gemeinschaftlicher Form zusammen, Sanitäräume und Küchen werden gemeinsam genutzt.



licht. Ein großes Problem sieht Kathrin Sommer, Leiterin des Frauenhauses Aschersleben, in der Finanzierung der Frauenhäuser. Sie befürchtet, dass ihrem Frauenhaus weniger Geld zur Verfügung steht, wenn das Land und die Kommune durch die Corona-Pandemie die freiwilligen finanziellen Leistungen kürzen. „Mir wäre es wichtig, dass Frauenhäuser eine anerkannte Pflichtaufgabe werden, das heißt, dass das auch so in einem Gesetz verankert wird.“

Bislang findet die Finanzierung von Frauenhäusern über drei Wege statt: Durch finanzielle Mittel der Län-

der und Kommunen, durch Spenden der Träger und über Eigenanteile der betroffenen Frauen. Das führt dazu, dass die finanziellen Möglichkeiten unter Frauenhäusern große Unterschiede aufweisen. „Wir erleben im Moment eine zerfaserte Finanzierung, die sich sehr häufig aus freiwilligen Quellen speist“, sagt Heike Herold, Geschäftsführerin des *Frauenhauskoordination* e.V. Der Verein unterstützt Frauenhäuser und setzt sich dafür ein, Gewalt gegen Frauen zu verhindern.

Von einer einheitlichen gesetzlichen Grundlage wird erwartet, dass sich die Unterschiede zwischen den

Bundesländern verringern. Um das zu erreichen, fordern sowohl die ZIF als auch die *Frauenhauskoordination* e.V. deshalb seit Jahren eine bundesweit einheitliche Finanzierung von Frauenhäusern.

Privatpersonen zeigen sich während der Corona-Pandemie solidarisch, kontaktieren die Frauenhäuser und stellen unter anderem ihre Ferienwohnungen für schutzbedürftige Frauen zur Verfügung. Auch größere Organisationen haben Kampagnen gestartet, um die Aufmerksamkeit auf das Thema häusliche Gewalt zu lenken.

Service

Das Hilfetelefon *Gewalt gegen Frauen* ist ein bundesweites Beratungsangebot für Frauen, die Gewalt erleben oder erlebt haben. Unter der Nummer 08000 116 016 und auch online unter <https://www.hilfetelefon.de/das-hilfetelefon/beratung/online-beratung.html> wird Betroffenen rund um die Uhr geholfen. Auch Angehörige, Nachbar*innen und Freund*innen werden anonym und kostenfrei beraten.

„Der Schmerz oder die Gefühle vergehen nicht, aber irgendwann kann man damit besser umgehen.“

Vermehrt Aktionen der Solidarität

Codewort Maske 19 ist eine von mehreren Initiativen, die aus der Corona-Pandemie heraus entstanden sind. Von häuslicher Gewalt betroffene Frauen können bei Gefahr in teilnehmenden Apotheken oder Arztpraxen das Codewort „Maske 19“ nennen: Die Polizei wird umgehend verständigt. Gegen den Täter wird im Regelfall ein Ermittlungsverfahren eingeleitet. Die *Union deutscher Zonta Clubs* (UdZC) initiierte diese niederschwellige Notrufhilfe nach dem Vorbild Frankreichs und Spaniens. Die UdZC ist Teil des internationalen Netzwerkes berufstätiger Frauen *Zonta International*, das sich für die Rechte von Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen einsetzt.

Die Initiative *Codewort Maske 19* soll auch nach der Corona-Pandemie weitergeführt werden. Dazu bietet Zonta Apotheken, Arztpraxen und Kliniken bundesweit Poster und Materialien an, die auch auf die Rufnummer des Hilfetelefons *Gewalt gegen Frauen* und auf die Initiative *Stärker als Gewalt* des BMFSFJ hinweisen. „Apotheker und Ärzte unterliegen der Schweigepflicht“, erklärt Dr. Christiane Walter von der UdZC. Die niederschwellige Notrufhilfe könne Frauen, die in einer akuten Bedrohungslage sind, auch dauerhaft eine zusätzliche Schutzfunktion bieten. „Das ist etwas, was es so in dieser Art bislang noch nicht gab, dass eine Frau sich in Apo-

theke, Arztpraxis oder Klinik Hilfe holen kann, ohne sich lange erklären zu müssen, indem sie dort einfach nur das Codewort sagt“, erklärt Walter. Es lohne sich, so ein Angebot zu etablieren und aufrecht zu erhalten.

Die Kampagnen seien zwar gut, bräuchten aber ein gut ausgestattetes Hilfesystem als Grundlage. „Wir müssen die betroffenen Frauen ja auch aufnehmen können. Es bringt nicht viel, wenn ich ihnen am Ende keinen Platz bieten kann“, sagt Sylvia Haller von der ZIF. Es sei auch laut Mascha Nunold besser, langfristig Plätze in den Frauenhäusern auszubauen und Betroffene fachlich durch Sozialarbeiter*innen zu betreuen.

Eine Möglichkeit für betroffene Frauen, schnell Unterstützung zu erhalten, ist das Hilfetelefon vom Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben (BAFzA). Nach Angaben des BAFzA wurden im Jahr 2019 fast 20000 Beratungen nur zum Thema häusliche Gewalt geführt. Insgesamt wurden im selben Jahr fast 45000 Beratungskontakte erfasst.

Lähmende Angst

Jessica hat Hilfsangebote wie das Hilfetelefon nie in Anspruch genommen. „Ich habe den Hintern nicht hochbekommen. Ich hatte Angst davor anzurufen und er kommt in dem Moment rein. Ich wollte mir die Blöße nicht geben“, erinnert sie sich. „Die Angst, die



Online erklärt Kriminalpsychologin Lydia Bencke die psychologischen Hintergründe von Jessicas Verhalten in ihrer gewaltvollen Beziehung.

übertüncht einfach alles, was man machen könnte. Man könnte wegziehen, eine neue Handynummer bekommen, man könnte neue E-Mail-Adressen erstellen. Man könnte so vieles machen, aber die Eigeninitiative fällt weg. Aus Angst“, erklärt sie.

Aus eigener Kraft kann sie sich aus ihrer Beziehung nicht befreien. Die dringend notwendige Unterstützung aus ihrem Bekanntenkreis bleibt größtenteils aus. Außer einer guten Freundin, bei der sie zwischenzeitlich unterkommen kann, nimmt sie niemand ernst. Als sie ihren heutigen Ehemann bei einem Treffen für Autoliebhaber kennenlernt, verändert sich für sie alles. Er holt sie aus der Wohnung, in der sie zu dem damaligen Zeitpunkt noch mit ihrem gewalttätigen Freund lebt, und lässt sie bei sich wohnen.

Das Erlebte liegt vier Jahre zurück, doch Frieden damit schließen kann sie bis heute nicht. Verzeihen könne sie ihrem Exfreund nie. Bis heute gibt es Trigger, die sie an ihre Erlebnisse erinnern: „Eine bestimmte Automarke, da sitze ich dann in dem Auto und erlebe alles nochmal. Genauso ist es mit bestimmten Orten oder roten Rosen.“

Während der gesamten Beziehung war Jessica wütend auf sich, weil sie alles über sich hat ergehen lassen. Nach drei Jahren habe sie es geschafft, die Wut und auch das Schamgefühl durch viele Gespräche mit ihrem Mann und ihrer Freundin abzulegen. „Irgendwann wird es besser. Der Schmerz oder die Gefühle vergehen nicht, aber irgendwann kann man besser damit umgehen“, sagt sie.

Die Beziehung mit ihrem Exfreund sei wie eine Ausbildung gewesen, in der sie viel dazugelernt habe. „Ich habe sie mit der Hochzeit meines jetzigen Mannes bestanden. Jetzt bin ich liebstechnisch endlich da angekommen, wo ich ankommen muss. Ich hoffe, das passiert auch vielen anderen Frauen, die das erlebt haben, was ich erleben musste“, sagt sie.

2020 hat sich Jessica dazu entschieden, ihre Geschichte auf ihrem *Instagram*-Account „mylife_incolour“ zu erzählen. Damit wolle sie betroffenen Frauen Mut zusprechen und ihnen helfen, einen Ausweg aus der häuslichen Gewalt zu finden. „Jede Frau hat es verdient, aufrichtig und ehrlich geliebt zu werden. Das heißt nicht geschlagen, manipuliert, genötigt oder angelogen zu werden. Jede Frau ist gut genug auf dieser Welt. Glaub daran, ihr werdet es schaffen.“

Zu unserer Recherche



Ein Vater, der in die Kamera weint und ein Ehemann, der beschreibt, wie schwer das alles doch teilweise sein kann. Mit so viel offenen Worten und der Unterstützung von so vielen Seiten über die gesamte Recherche hinweg hatten wir zu Beginn nicht gerechnet.



gestalten
fördern
forschen
informieren

Genehmigung privater Angebote

Forschung **Fernsehen** Aufsicht

Technische Verbreitung Veranstaltungen

Medienkompetenz **Radio**

Bürgerkommunikation Jugendschutz

Vielfaltsicherung Digitale Innovationen

Medienstandort Bayern **Internet**

Aus- und Fortbildung **Programmförderung**

www.blm.de



Symbole der Solidarität

Menschen zeigen mithilfe von Symbolen ihre Solidarität. Manche Symbole prägen eine ganze Generation. Eine Auswahl.
Text und Illustrationen: Lea Kossak, Nina Woelk

Die **Schleife** zeigt je nach Farbe Solidarität mit einer anderen Gruppe. Mit der roten Schleife solidarisieren sich Menschen mit AIDS-Erkrankten, mit der rosafarbenen unterstützen sie Brustkrebspatient*innen. Eine der bekanntesten ist die schwarze Schleife, die für Trauer steht. Die Gelbe wird vor allem verwendet, um Solidarität mit Soldat*innen zu zeigen.



Das **Peace-Zeichen** tauchte erstmals 1958 bei einer britischen Anti-Atomkriegs-Initiative auf. Das Emblem entwarf Grafikdesigner Gerald Holtom für den Protestmarsch. Durch eine andere Aktion, die „Kampagne für nukleare Abrüstung“, wurde es zum bekanntesten Protestsymbol der Welt.

Eine mögliche Interpretation des Logos sieht die Striche im Kreis als hoffnungslosen Menschen an, der die Hände nach unten richtet. Das Design wird bis heute häufig verwendet, auch kommerziell. Aber die politische Aussagekraft des Zeichens ist nach wie vor bedeutend.



Die **erhobene Faust** ist ein Solidaritätssymbol mehrerer Bewegungen – unter anderem auch von kritischen. Die weiße Faust ist ein Zeichen, das heute in der Neonazi-Szene Verwendung findet. Sie symbolisiert den Kampf um die Überlegenheit der Weißen. Häufiger bringt man das genaue Gegenteil, das Symbol der erhobenen Faust in schwarz als Ausdruck gegen Rassismus, mit dem Symbol in Verbindung. Unter anderem wegen der Polizeigewalt gegen Schwarze in den USA ist die Anti-Rassismus-Bewegung immer noch von Bedeutung.



Mit **Hashtags** zu sozialen oder politischen Aktionen können sich Menschen in den sozialen Medien und Netzwerken solidarisch zeigen. Teils haben sie großen Einfluss auf die Präsenz eines Themas im Netz. Hashtags wie #MeToo, der auf sexuellen Missbrauch aufmerksam macht, schaffen es, eine Diskussion in der Politik anzustoßen. Außerdem solidarisieren sich Nutzer*innen mit Betroffenen und Opfern, wie es beispielsweise nach dem Terroranschlag auf die Redaktion Charlie Hebdo in Paris mit dem Hashtag #jesuischarlie der Fall war. Weitere Beispiele sind #BlackLives-Matter und #stayathome.



Die **Farbe Lila** steht schon seit Jahrzehnten für die Frauenbewegung. Spätestens seit der 68er-Bewegung ist sie ein Statement für Emanzipation und Gleichberechtigung. Die erhobene Faust in Lila, umkreist vom Venussymbol, steht heute für die Frauenbewegung. Sie macht sich dafür stark, dass geschlechterspezifische Rollenbilder aufgebrochen werden. Frauen erleben heute noch Benachteiligung, ob im Alltag oder im Beruf. Die Bewegung setzt sich für Frauenrechte ein.

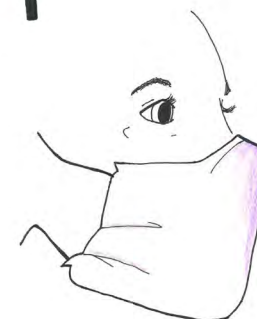


Die **Regenbogenflagge** war ursprünglich ein Symbol für die Lesben- und Schwulenbewegung. Heute steht sie für die gesamte LGBTQ-Gemeinschaft (Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender & Queer). Die Abkürzung steht für alle, die sich als nicht-heterosexuell identifizieren. Entworfen hat die Regenbogenflagge der Künstler Gilbert Baker für den „Gay Freedom Day“ 1978 in San Francisco. Die Parade soll auf die LGBTQ-Bewegung aufmerksam machen. Die erste Version der Flagge zeigte acht Farben.



Inzwischen hat sich die Flagge mit nur sechs Farben durchgesetzt, weil Türkis und Pink sich von Rot und Blau nicht genug unterscheiden. Deshalb waren sie für den industriellen Druck nicht geeignet.

Schutzmasken: Es gibt sie in allen Formen und Farben. Während der Corona-Pandemie zeigen wir uns gegenüber unseren Mitmenschen solidarisch, indem wir den Mund und die Nase bedecken. Was in Ländern wie China und Japan als Höflichkeit anderen gegenüber praktiziert wird, ist nun auch im alltäglichen Leben der Europäer*innen angekommen. Ob beim Einkaufen, in öffentlichen Verkehrsmitteln, oder beim Haare schneiden. Jeder trägt mit der Maske dazu bei, die Verbreitung des Virus einzudämmen, um gemeinsam die Pandemie zu bewältigen.





„Das hier ist kein Leben. Es ist lebendiges Leiden.“

Auf europäischem Boden und doch nicht Teil der Solidargemeinschaft: Wie es sich anfühlt, den Frieden vor Augen zu haben, während die Bombenschläge im Ohr nachhallen.
Text: Carlotta Smok, Felix Moßmeier, Mykola Vytivskyi, Kilian Marx



Das Moria Corona Awareness Team organisiert unter anderem Aufräumarbeiten im Camp – die Kinder helfen gelegentlich mit (Foto: Muhannad Al-Mandil).

Ohrenbetäubendes Stim-
mengewirr. Schreie. Regen fällt auf das dünne Wellblechdach. Auf die Stahlstreben sind zwei karierte Hemden und ein paar T-Shirts geworfen. Nur wenige Zentimeter unterhalb des dürrigen Regenschutzes schiebt sich die Menge dicht gedrängt vorwärts. Die Menschen versuchen, nicht gegen die Gitterstäbe gedrückt zu werden, die das Durcheinander in Richtung Essensausgabe leiten sollen. Die Szene erinnert an ein Viehtreiben.

Zwischen drei und vier Stunden stehen die Geflüchteten beim griechischen Militär an, um Frühstück, Mittag- oder Abendessen zu bekommen. Sie warten auch, wenn sie medizinische Versorgung benötigen, auf die Toilette müssen oder duschen wollen. Aber selbst stundenlanges Anstehen garantiert keinen Erfolg. „Man muss es einfach immer wieder probieren: Wenn es am ersten Tag nicht klappt, dann

muss man es am nächsten versuchen. Wenn die Situation wieder die gleiche ist, muss man einen Tag später nochmal anstehen. Es ist wirklich schwer, Zugang zu den Duschen zu bekommen. Wenigstens ist es möglich, etwa einmal alle 15 Tage zu duschen“, erzählt Deen Mohammad Alizadah, der aktuell im Flüchtlingscamp Moria auf der griechischen Insel Lesbos lebt. Auf dem Video, das er einsteins von der Essensausgabe schickt, tragen nur wenige Geflüchtete eine Maske – Corona ist vor Ort noch kein großes Thema. Falls das Virus ausbrechen sollte, machen die katastrophalen hygienischen Bedingungen eine schnelle Verbreitung aber umso wahrscheinlicher.

Das ehemalige Militärgefängnis Moria ist für 3000 Menschen ausgelegt. Im Moment leben dort etwa 20000 Menschen auf engstem Raum, in Zelten oder selbstgebauten Hütten aus Wellblech und Plastikplanen. Mit drei von ihnen hat einsteins gespro-

chen. Deen Mohammad Alizadah, Sohaila Shujayie und Mohammad Ehsan Hossaini erzählen von ihren Sorgen, Wünschen und ihrer Vorstellung von Solidarität.

Da wir aufgrund der Corona-Pandemie nicht vor Ort sein können, haben wir sie gebeten, selbst zu fotografieren und uns ihre Welt zu zeigen. Die Bilder haben aufgrund der erschwerten Kommunikation über *WhatsApp* teilweise zwar einige Pixel zu wenig, kommen aber direkt aus der „Hölle“, wie die Bewohner*innen das Camp nennen.

Zu unserer Recherche



Die größte Herausforderung bei unserem Thema war die Kommunikation. Verbunden mit schlechter Internetverbindung in Moria wurde es etwas kompliziert. Ein Beispiel: Eine Minute vor dem vereinbarten Zoom-Interview schreiben wir Deen Mohammad Alizadah, ob er eine stabile Internetverbindung hat – daraufhin zeigt *WhatsApp* nur einen Haken.

Deen Mohammad Alizadah

31 Jahre, aus Afghanistan, seit November 2019 in Moria



Was ist das Wichtigste für dich?

Mein Sohn Rezwan ist für mich das Allerwichtigste. Meine Frau und ich wollen ihn nie verlieren oder sehen, dass es ihm schlecht geht. Aber wir machen uns große Sorgen um ihn. Er ist sehr

schlau und wir können ihm die Lage nur schwer nahebringen. Der Junge ist erst vier Jahre alt und das Einzige, was uns im Moment zum Lächeln bringt. Ich liebe ihn wirklich sehr.



Was bedeutet Solidarität für dich?

In den letzten drei Monaten hat ein Team aus jungen und qualifizierten Menschen vor Ort auf das Coronavirus aufmerksam gemacht und Beratung zu dem Thema angeboten. Diese Menschen zu haben, bedeutet für mich

Solidarität. Alle Mitglieder des *Moria Corona Awareness Teams* (MCAT) sind Geflüchtete verschiedener Nationalitäten, die für Flüchtlingsgemeinschaften im Camp Moria arbeiten.



Was gibt dir Hoffnung?

Mein Sohn und meine Frau sind bei mir. Dank ihnen habe ich die Hoffnung, dass ich diese schwierigen Lebensbedingungen aushalten und überleben kann. Besonders mein Sohn, der noch ein kleiner Junge ist, gibt mir Hoffnung. Trotzdem stellt er sehr schwierige Fragen: ‚Warum leben

wir in einem so kleinen Raum? Warum sind die Toiletten so weit von uns entfernt? Wann kehren wir wieder in das große Haus zurück, in dem wir in Afghanistan gelebt haben?‘ Für mich ist es sehr schwer, ihm darauf zu antworten.



Ihr wollt mehr über Deen Mohammad Alizadahs Geschichte erfahren? Online findet ihr unter anderem eine Visualisierung seiner Fluchroute.



Mohammad Ehsan Hossaini

29 Jahre, aus Afghanistan, seit November 2019 in Moria

Was ist das Wichtigste für dich?

Für mich sind hier zwei Dinge wertvoll. Zum einen die Hoffnung auf Freiheit. Wir sind auch Menschen und wollen, wie alle anderen Menschen, ein gutes Leben haben und Fortschritte machen. Und zum anderen mein Zelt. Falls es

kaputt geht, habe ich kein Dach mehr über dem Kopf. Es reicht zumindest aus, um darin leben und schlafen zu können. Das hier ist kein Leben, es ist nur lebendiges Leiden.



Was bedeutet Solidarität für dich?

Die Geflüchteten versuchen, sich untereinander stets solidarisch zu zeigen. Zum Beispiel durch die *Starfish Foundation* und unsere Organisation

Moria Corona Awareness Team. Sie sind hier, um den Geflüchteten zu helfen und sich mit ihnen zu solidarisieren.



Was gibt dir Hoffnung?

Wenn ich den kindlichen Geschichten meines jüngeren Bruders zuhöre, gibt mir das Hoffnung und motiviert mich. Mit ihm habe ich immer Spaß, scherze oft mit ihm. Obwohl 29 Jahre meines Lebens vom Unglück geprägt waren, wünsche ich mir, dass zumin-

dest das Leben meines Bruders nicht so wird wie meines. Ich möchte, dass er seine Kindheit lebt, genießt, Fortschritte macht und seine Wünsche in Erfüllung gehen. Mein Wunsch ist es, dass die Europäische Union uns eines Tages aus der Hölle Moria befreit.



Sohaila Shujayie

15 Jahre, aus Afghanistan, seit Dezember 2019 in Moria



Was ist das Wichtigste für dich?

Sport ist mir sehr wichtig. Schon seit ich elf bin, mache ich Karate. Nachdem wir Afghanistan verlassen mussten, konnte ich zunächst nicht mehr trainieren. Hier in Moria habe ich dann wieder damit angefangen und

kann im Camp auch ohne Ausrüstung trainieren. Ich habe mich für Karate entschieden, weil es eine olympische Sportart ist und mein größter Wunsch ist, eines Tages die weltbeste Karateka zu sein.



Was bedeutet Solidarität für dich?

Solidarität heißt für mich, immer aktiv zu sein und zu unterstützen, dass Frauen auch in dieser schlimmen Situation in Moria Sport machen können. Als die Quarantänezeit hier im

Camp begann, haben Yoga and Sport For Refugees (YSFR) und ich Aktivitäten für Frauen in Moria organisiert, da Sport uns guttut und uns hilft, gesund zu bleiben.



Was gibt dir Hoffnung?

Auf diesem Bild trage ich ein T-Shirt von YSFR. Diese Gruppe unterstützt mich und schenkt mir Hoffnung, so dass ich trotz der herausfordernden Lage im Camp stark bleibe. Ich will zeigen, dass afghanische Frauen ge-

nauso viel leisten können wie Männer und ihnen ebenbürtig sind. Karate hilft mir, mich zu entspannen. Durch diesen Sport kann ich mich und sogar meine Familie beschützen.

PROF. DR. FRICKE & COLL.

RECHTSANWÄLTE | FACHANWÄLTE | MEDIATOREN

WIR BERATEN NICHT NUR DIE EINSTEINS-REDAKTION MIT ERFAHRUNG UND KOMPETENZ

JournalistInnen sind als Berufsgruppe in ein besonderes Netz von Rechten und Pflichten eingebunden. Das gilt, egal ob sie Mitglied der EINSTEINS-Redaktion sind, für Verlage, Rundfunksender oder Onlinemedien arbeiten. Es handelt sich beim Medienrecht um eine manchmal unübersichtliche „Querschnittsdisziplin“, vom Strafrecht bis zum Zivilrecht, vom Verwaltungsrecht bis zum Verfassungsrecht. Und nicht jeder hat die Veranstaltung „Medienrecht“ an der KU Eichstätt besuchen können, wo „Hilfe zur Selbsthilfe“ im Medienrecht als Studienziel vermittelt wird.

Unsere Kanzlei unterstützt ihre MandantInnen seit über 40 Jahren nicht nur im Medienrecht, sondern in vielen weiteren Rechtsgebieten. Wir beraten Privatpersonen, Unternehmen, Freiberufler, Ärzte, Steuerberater und Sportler wie z.B. den „Stargast“ der Lehrveranstaltung „Medienrecht“, Eishockey-Legende und Olympiasieger Alois Schloder (kanzlei-fricke.de/go/schloder) und auch Künstler, wie Deutschlands kleinstes Zelttheater Comoedia Mundi (kanzlei-fricke.de/go/comoedia). Im Bereich des öffentlichen Rechts vertritt die Kanzlei Kommunen sowie deren Amtsträger und Organe. Zu fast allen Rechtsgebieten gibt es einschlägige Veröffentlichungen (publikationen.kanzlei-fricke.de).

Prof. Dr. Ernst Fricke, Mag. rer. publ.

- Rechtsanwalt und Mediator (ITMH)
- **Professor für Verwaltungs- und Sozialrecht (University of Applied Sciences, Neubrandenburg)**
- **Honorarprofessor für Medienrecht und Gerichtsberichterstattung an der Kath. Universität Eichstätt-Ingolstadt**

Dieter J. Maier

- Rechtsanwalt
- Fachanwalt für Arbeitsrecht

Lydia Oberwallner

- Rechtsanwältin, Mediatorin (ITMH)
- Fachanwältin für Familienrecht

Of Counsel

Carolin Meier, LL.M.

- Wirtschaftsjuristin

Isolde Fricke

- Mediatorin (ITMH / BM[®])

 info@kanzlei-fricke.de

 www.kanzlei-fricke.de

 facebook.com/prof.dr.fricke

Stammsitz Landshut

Innere Regensburger Str. 11
84034 Landshut
Fon: 08 71 - 925 98 0
Fax: 08 71 - 22 8 93
Mail: info@kanzlei-fricke.de

Zweigstelle München

Siegesstr. 14
80802 München
Fon: 0 89 - 90 54 17 24
Fax: 0 89 - 90 54 77 19
Mail: info@kanzlei-fricke.de

Zweigstelle Nürnberg

Königstorgraben 7
90402 Nürnberg
Fon: 09 11 - 240 18 62
Fax: 08 71 - 22 8 93
Mail: info@kanzlei-fricke.de

Beruhigender Euphemismus

Hollywoodfilme wie *Blind Side*, *Green Book*, *Hidden Figures* und *The Help* sollen Schwarzen Menschen und ihren Geschichten ein Denkmal setzen. Weiße Filmproduzent*innen und Drehbuchautor*innen erzählen aber die immer gleiche Geschichte der weißen Retter*innen.

Text: Gresa Ademi, Janet Iroezi, Zoe Rüschemschmidt, Louisa Müller, Ilka Dorothea Schnelle

Louisville, Kentucky, 1962. Aus der Jukebox am Rand der dunklen Bar dudelt kaum noch hörbar Musik. Irgendeine Jazzmelodie mit Klavier und Saxofon. Wer sich richtig anstrengt, bemerkt vielleicht auch noch die tiefe Soulstimme. Das Geschrei mehrerer Männer übertönt den Liedtext. Sie bedrängen einen anderen Mann, schubsen ihn herum, schlagen ihn, beschimpfen ihn. „Wer hat den denn aus dem Käfig gelassen?“, ruft einer und grinst höhnisch. Die Angreifer sind weiß. Der andere Mann ist Schwarz.

Für eine Bar im Amerika der frühen 1960er Jahre war das keine ungewöhnliche Szene. Noch herrschte fast im ganzen Land Segregation. Schwarze durften nicht in den gleichen Hotels schlafen, nicht aus den gleichen Wasserhähnen trinken, nicht in denselben Pools baden, nicht dieselben Toiletten benutzen wie weiße Menschen. Erst ein paar Jahre zuvor hatte sich Rosa Parks geweigert, ihren Platz im Bus aufzugeben und trat damit eine Bewegung los, die mit Martin Lu-

ther King und Malcolm X ihren Höhepunkt erreichte. „*Separate but equal*“ hieß die damalige Doktrin in den USA. Dabei war nichts *equal*, also gleich. Alles nur eine Ausrede – so konnte keiner behaupten, die Diskriminierung würde gegen die Verfassung verstoßen, die eigentlich Gleichheit für alle verspricht.

Die Schwarze Bevölkerung der USA benötigte sogar einen eigenen Reiseführer, in dem aufgeführt war, welche Bars und Hotels im Süden Amerikas sie sicher besuchen konnten: Das *Green Book*. Der Ratgeber war namensgebend für den oscarprämierten „Besten Film 2019“. Aus diesem Film stammt die alltägliche Szene in Kentucky. Es geht jedoch nicht gewöhnlich weiter.

Die Hauptperson des Films, Tony „Lip“ Vallelonga, kommt genau in diesem Moment herein. Er geht langsam, seine Schultern sind zurückgelehnt, seine Augenbrauen zusammengezogen. „Hände weg von ihm!“, ruft er den Angreifern zu. Nach einem hitzigen Wortgefecht und ein paar Morddrohungen ist der Schwarze Mann – der berühmte Pianist Dr. Don Shirley

– nicht mehr in Gefahr. Shirley stützt sich auf Vallelonga, der ihn zum Auto bringt. Er wurde gerettet. Nicht nur von einem weißen Mann, sondern von einem Rassisten.

Eine Szene, die ein Problem deutlich macht, das in Hollywood wieder und wieder vorkommt. Oft auch in vielfach ausgezeichneten Filmen, die auf wahren Geschichten basieren: White Saviorism.

Es zählt die Wahl der Perspektive

Ein weißer Blick auf die Welt prägt die Geschichten über BIPOC (s. *Glossar*), die in Filmen rezipiert werden – der

Glossar

Schwarz: Eine politische Selbstbezeichnung, die zur Abgrenzung gegenüber der Farbe schwarz, immer großgeschrieben wird.

BIPOC: Black Indigenous Person/ People of Colour. Ein Sammelbegriff für Personen, die aufgrund ihres Aussehens Rassismus erfahren.

Itaker: Seit dem Jahr 1950 ein Schimpfwort für italienstämmige Einwander*innen. Das ursprüngliche Kurzwort *Itaka* (Italienischer Kamerad) wurde unter Soldaten im Zweiten Weltkrieg verwendet.

Green Book



Erscheinungsjahr: 2018
Regisseur: Peter Farrelly



Schwarz: Komponist



Oscar: „Bester Film“, „Bestes Originaldrehbuch“, „Bester Nebendarsteller“ für Mahershala Ali



Tony Vallelonga erklärt seinem Schwarzen Chef Don Shirley, wie man Fried Chicken isst (Screenshot aus „Green Book“).

White Gaze. Shirley, ein Schwarzer Pianist, tourt zur Zeit der Segregation in den 1960er-Jahren durch die Südstaaten. Er ist erfolgreich, queer und hat einen Doktor in Psychologie. Damit hätte er das Potential, die Hauptfigur in „Green Book – Eine besondere Freundschaft“ zu sein. Dennoch nimmt die Tragikomödie die Perspektive von Shirleys weißem, rassistischen Fahrer Vallelonga ein. Vallelonga ist ein italienisch-amerikanischer Mann aus der Bronx. Seine Schwarzen Mitmenschen nennt er „Auberginen“ oder „Kohle“.

Im Laufe der Geschichte freundet sich Vallelonga aber mit Shirley an. Am Ende des Films lädt er den Musiker zu sich nach Hause ein, um gemeinsam Weihnachten zu feiern. Mit der Annäherung der beiden endet der Film hoffnungsvoll, da Tony nicht mehr rassistisch zu sein scheint. Es ist eine Szene mit Wohlfühleffekt für die Zuschauer*innen. Auf der großen Leinwand entsteht der Eindruck: Weiße Menschen sind nicht die „Bösen“.

Das Beispiel „Green Book“ zeigt: Erst im Kontext von weißen Menschen werden BIPoC relevant. Aufgrund der sozialen Missstände werden sie au-

ßerdem meist als Opfer definiert. Die Figur des Pianisten Shirley erfüllt nur einen Zweck. Durch sie soll Vallelonga einen Lernprozess durchlaufen, um am Ende als Held aus der Geschichte hervorgehen zu können. Die Geschichte des Musikers beginnt erst, als der weiße Fahrer in sein Leben tritt. Sie endet, als Vallelonga einen ebenbürtigen Menschen in Shirley erkennt. Allein dadurch wird er zum Helden der Geschichte.

Was am Ende jedoch aus Shirley wird, erfahren die Zuschauer*innen nicht. Die Geschichte der Schwarzen Figur spielt nämlich nur am Rande eine Rolle: Ein typisches Narrativ von White-Saviorism-Filmen, das auch unter dem englischen Begriff Tokenism bekannt ist. Der Aktivistin Alice Hasters zufolge wird eine Person nicht als Individuum betrachtet, sondern als Repräsentant*in einer bestimmten Gruppe. Es reiche jedoch nicht aus, BI-PoC vor die Kamera zu stellen, damit ein Film als divers gilt. Denn sobald in einem vermeintlich diversen Film das Motiv des White Saviors auftaucht, handelt es sich um eine Geschichte, in der weiße Menschen als Norm gelten.

Falsche Fakten relativieren Rassismus

Die Filmproduzent*innen halten so zwanghaft an der weißen Perspektive fest, dass sie weiße Hauptfiguren nicht nur hervorheben, sondern sogar White-Savior-Figuren hinzufügen.

So auch die Figur des Al Harrison, Direktor der Space Task Group bei der NASA. Diese erfundene Figur tritt in dem Film „Hidden Figures – Unerkannte Heldinnen“ als White Savior auf. Der oscarnominierte Film handelt von drei Schwarzen Frauen, die entscheidende Berechnungen für die erste bemannte amerikanische Weltumrundung anfertigten. Harrison holt die Schwarze Mathematikerin Katherine Johnson in sein weißes, männliches Team. Aufgrund der noch anhaltenden Segregation in den 1960er Jahren muss Johnson eine Dreiviertelstunde über das gesamte Gelände bis zur nächsten „Colored“-Toilette laufen. Nachdem Harrison sie damit konfrontiert und das Problem erkannt hat, reißt er heroisch das „Colored only“-Schild von der Wand. Er verkündet, dass es ab sofort keine getrennten Toiletten mehr bei der NASA gebe. Die Szene ist so in der Realität nie passiert. Zum einen,

Hidden Figures



Erscheinungsjahr: 2016
Regisseur: Theodore Melfi



Schwarz: Pharrel Williams
(Soundtrack)



Oscar: Drei Oscarnominierungen

weil es die White-Savior-Figur nach Angaben der NASA nicht gab. Zum anderen, weil bereits bei der Gründung der Behörde 1958 keine getrennten Toiletten mehr existierten. Der Film spielt im Jahr 1961. Johnson arbeitete zwar bereits seit 1953 bei der Vorgängerorganisation NACA. Anders als im Film sah sie es aber nicht ein, bis zum anderen Ende des Geländes zu laufen. Johnson widersetzte sich den Regeln der getrennten Toiletten bei der NACA, stellte sie gegenüber der Zeitschrift VICE klar. Allein und ganz ohne die Hilfe des nicht existenten White Saviors.

Der weiße Drehbuchautor Theodore Melfi sieht kein Problem darin, dass er diese Szene erfunden hat. Er antwortete auf die Anfrage von VICE:

„Es muss weiße Personen geben, die das Richtige tun und es muss Schwarze Personen geben, die das Richtige tun. Und jemand tut das Richtige. Wen interessiert es, wer das macht, solange das Richtige erreicht wird?“ Die verzerrte Darstellung mit falschen Fakten relativiert rassistische Situationen und Strukturen. Es wird also eindeutig nicht das Richtige erreicht.

Nick Vallelonga, Tony „Lip“ Vallelongas Sohn, hat das Drehbuch für „Green Book“ geschrieben. Shirleys Familie wurde während der Produktion nicht zu den Ereignissen befragt, von denen der Film erzählt. Nick Vallelonga behauptet gegenüber dem Nachrichtenmagazin Time, dass dies auf Wunsch Shirleys geschehen sei. Shirley habe außerdem darauf bestanden, dass der Film erst nach seinem Ableben veröffentlicht werden sollte. Die Gründe dafür sind unbekannt.

Maurice Shirley, Dr. Don Shirleys Bruder, hat sich gegenüber der Zeitschrift Black Enterprise mehr als kritisch zu dem Film geäußert. Er fängt damit an, dass Don Shirley immer in einer schwarzen Limousine gefahren sei und nicht – wie im Film – mit einem blauen Cadillac. Er hört damit auf, dass Don Shirley nie mit seinem

Fahrer befreundet gewesen sein soll. „Mein Bruder hat Tony nie als seinen ‚Freund‘ betrachtet, er war ein Angestellter, sein Chauffeur, der es verabscheut hat, eine Uniform und Mütze zu tragen.“ (Un)glücklicherweise für Nick Vallelonga können weder sein Vater noch der berühmte Pianist persönlich gefragt werden. Beide sind 2013 verstorben.

Weißer Figuren als Individuen, BIPOC Figuren als Stereotype

Falsche Fakten relativieren also nicht nur BIPOC und deren Geschichten, sondern erzählen sie auch aus dem weißen Blickwinkel. Die porträtierten Menschen können sich in der Folge nicht mit ihrer Lebensgeschichte identifizieren. So geht es auch dem ehemaligen Fußballspieler Michael Oher. Seine Geschichte wurde in „Blind Side – Die große Chance“ verfilmt. Die Welt zitiert die Meinung des Sportlers: „Der Film unterschlägt einen Teil der harten Arbeit, die ich auf dem Spielfeld leistete. Ich fühle mich ein bisschen unter Wert verkauft.“ Besonders störe es ihn, dass er in einigen Szenen trottelig und naiv gezeigt werde. Im Film bringt ihm seine weiße Adoptivmutter bei, wie Blocks und Tacklings funktionieren. Es sieht so aus, als wisse Michael nur durch sie, wie Football gespielt werde. Er habe seinen sportlichen Erfolg also seiner weißen Retterin zu verdanken. Um dem Narrativ des Films entgegenzuwirken, hat Michael ein Buch geschrieben, in dem er die Geschichte aus seiner Perspektive erzählt: „I Beat The Odds – From Homelessness, to The Blind Side, and Beyond.“

Auch in „Green Book“ werden BIPOC stereotypisch dargestellt. In einer Szene erklärt Vallelonga Shirley, wie er mit Rassismus umgehen sollte. Die beiden fahren im Auto, Vallelonga sitzt am Steuer und isst Fried Chicken aus einem großen KFC-Pappeimer. Nachdem Vallelonga sagt, er



Al Harrison zerstört symbolisch das Kloschild für „Colored Ladies“ (Screenshot aus „Hidden Figures“).



Für ihre Rolle gewann Sandra Bullock einen Oscar als „Beste Hauptdarstellerin“ (Screenshot aus „Blind Side“).

„Ich fühle mich ein bisschen unter Wert verkauft.“

habe den Eimer für Shirely mitgekauft, der Pianist aber immer noch ablehnt – er habe noch nie in seinem Leben Fried Chicken gegessen – reagiert der weiße Chauffeur schockiert: „Wollen Sie mich verscheißern? Euereins liebt doch Fried Chicken, Grütze und Kohlgemüse. Ich mag das auch. Das hat’s bei den Ne*er-Köchen bei der Army dauernd gegeben.“ Die rassistische, verallgemeinernde Haltung ist in den 60er-Jahren Standard in Gesprächen von weißen Menschen. Als Shirley Vallelonga auf seine Fehler hinweist und anmerkt, dass nur, weil eine andere Schwarze Person Fried Chicken mag, das nicht automatisch für ihn

gelte, zeigt der Italoamerikaner sich uneinsichtig und gibt seinem Chef den Ratschlag, dass er Rassismus mit Gleichgültigkeit begegnen sollte: „Wenn Sie sagen würden, alle Itaker (s. Glossar) mögen Pizza und Spaghetti mit Fleischbällchen, wäre ich nicht beleidigt.“ Als Shirley die Diskussion über Rassismus weiterführen will, würgt der Fahrer ihn ab. Der Pianist, der für seine Meinung einstehen will und sinnvoll argumentiert, wird in der Szene als unwissend und überreagierend dargestellt – Vallelonga als der Vernünftige, der die Situation besser einschätzen und den „dummen“, „naiven“ Schwarzen belehren kann.

Neben „dumm und naiv“ bedienen sich weiße Produzent*innen und Autor*innen auch anderer Stereotype, die sie wie Schablonen immer und immer wieder bei Schwarzen Charakteren anwenden. Zum Beispiel im Film „The Help“, in dem die weiße angehende Autorin Skeeter es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Erfahrungen der Schwarzen Hausmädchen in Jackson, Mississippi, in einem Buch zu veröffentlichen. Damit will sie nicht nur die Situation der Schwarzen Frauen

verbessern, sondern auch ihre schriftstellerische Karriere starten.

In „The Help“ werden gleich zwei Stereotype bedient: Das der „Angry Black Woman“ und das der „Mammy“. Alice Hasters hat die Begriffe in ihrem Buch „Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten“ definiert. Die „Angry Black Woman“ wird als von Natur aus immer wütende, schlecht gelaunte, freche und divenhafte Frau dargestellt. Die Schwarze Bedienstete Minny wird gefeuert, weil sie die Toilette ihrer Vorgesetzten benutzt hat. Als sie an einer Bushaltestelle auf die neue Haushaltshilfe und Aibileen – eine weitere Angestellte – trifft, reagiert Minny im Gespräch schnippisch. Daraufhin fragt die neuangestellte Frau Aibileen, ob Minny sie nicht leiden könne, weil sie ihren Job übernommen hat. Aibileen antwortet: „Das ist Minny, die ist immer wegen irgendetwas wütend.“ Auch in den restlichen Szenen sieht Minny immer wütend aus. Außer dieser Emotion sehen die Zuschauer*innen kaum eine andere von ihr.

„Mammy-Figuren“ haben meistens selber Kinder und versuchen,

Blind Side



Erscheinungsjahr: 2009

Regisseur: John Lee Hancock



Schwarz: Filmproduzent Broderick Johnson



Oscar: „Beste Hauptdarstellerin“ für Sandra Bullock, eine weitere Nominierung

The Help



Erscheinungsjahr: 2011
Regisseur: Tate Taylor



Schwarz: keine Schwarzen im Film-Team



Oscar: „Beste Nebendarstellerin“ für Octavia Spencer

alle Probleme durch ihre mütterliche Art zu lösen. Sie wollen sich von Natur aus um alle kümmern. So auch Aibileen. Sie kümmert sich um das Kind ihrer Vorgesetzten, sagt von sich selbst, dass sie gut mit Kindern umgehen kann und Kinder sie lieben. Weil sie mit dem Mädchen, auf das sie aufpasst, mehr Zeit verbringt als dessen biologische Mutter, nimmt sie diese Rolle für das Kind ein. Die Darstellung ist so einseitig, dass das Gefühl entsteht, Aibileen habe keine anderen Charakterzüge als die der „Mammy“.

All diese Stereotypen zeigen BI-PoC nur in einer bestimmten Weise: mit begrenzten Charaktereigenschaften und einer einfältigen Persönlichkeit. Das ist keine wahrheitsgetreue Darstellung, denn BI-PoC sind komplex, vielfältig, unterschiedlich und haben viele verschiedene Emotionen. Kein Mensch ist immer wütend, immer nur die wohlwollende Mutter, dauernd hilflos oder reagiert in jeder

Situation dumm und naiv. Das alles sind Charakterausprägungen, die in Kombination einen Menschen vervollständigen. Davon auszugehen, BI-PoC wären in dieser Hinsicht anders als weiße Menschen, ist rückständig und rassistisch. Die einseitige Darstellung in Filmen, die teilweise auch bedeutende Preise gewonnen haben, zeigt, dass Rassismus allgegenwärtig ist und von weiten Teilen der Gesellschaft toleriert wird.

Rassismus: kein individuelles Problem

White-Savior-Filme lassen die strukturelle Beschaffenheit von Rassismus komplett außen vor. Das Publikum sieht die Geschichten individueller Personen aus einer weißen Sicht. Die Erfahrungen und Erlebnisse von Michael, Don, Katherine und Aibileen pausieren solange, bis die weiße Perspektive sie wahrnimmt. Dadurch startet die Thematisierung – und vor allem die „Bekämpfung“ von Rassismus – erst, wenn die weißen Figuren in das Leben der BI-PoC-Figuren treten.

Mit den Filmen stellen Produzent*innen und Autor*innen es so dar, als ob der größte Schritt zur Bekämpfung des Rassismus schon getan wurde. In „The Help“ wird den Hausangestellten durch Skeeter geholfen. Aibileen scheint vor Skeeter nie auf die Idee gekommen zu sein, etwas an ihrer Situation zu ändern. Skeeter beginnt Aibileen zu befreien. Der Film endet mit der Veröffentlichung

des Buches. Aibileen läuft – jetzt als freie Person – die Straße hinab. Was danach mit ihr passiert, bleibt unklar, obwohl für sie die größten Probleme jetzt erst anfangen. Sie ist arbeitslos in einer Zeit, in der eine Schwarze Frau nur die berufliche Perspektive einer Hausangestellten hat. Doch Skeeters Buch versperrt Aibileen nun diesen Weg.

Rassismus und dessen Lösung wird als individuelles Problem dargestellt, nicht als strukturelle Diskriminierung. Der White Savior löst den Rassismus für die betroffene Person individuell, weil sie die eine Ausnahme ist, die es verdient hat, nicht diskriminiert zu werden. In „Hidden Figures“ erfährt nur Johnson eine bevorzugte Behandlung, indem sie in den Kontrollraum gelassen wird. Harrison schafft ihr zuliebe die (in der Realität nicht existenten) getrennten Toiletten ab. Die Beweggründe für dieses Handeln sind falsch. Die Whi-



White Saviorism gibt es nicht nur in Filmen. Wie er in der echten Welt aussieht und welche Folgen das haben kann, könnt ihr auf unserer Website nachlesen.

te-Savior-Figur setzt sich nicht gegen Rassismus ein, weil sie als weiße Person ihre Privilegien und die Ungerechtigkeit des Systems erkannt hat. Sie setzt sich für eine BI-PoC ein, weil sie ihr ans Herz gewachsen ist. Wenn einer Person individuell Sonderrechte

Anzeige



Friseur RUDLOFF
Gabrielstr.2 - Eichstätt
Phone: 08421-4797
www.friseur-rudloff.de

Jeder Tag ist Studententag
mit 10 % auf alle Dienstleistungen!

eingeräumt werden, ändert das nicht unbedingt die Situation der anderen diskriminierten Personen. Die anderen Schwarzen Mathematikerinnen müssen immer noch ihre Menschlichkeit behaupten. Dabei hätten die weißen Retter*innen die Macht, die Gesamtsituation zu ändern.

Eine gesamte Spielfilmlänge ist nötig, um zu verstehen, dass BiPoC-Figuren Menschen sind, die es verdient haben, die gleichen Rechte zu besitzen wie die weißen Hauptfiguren. Vallelonga hat den Rassismus zu Beginn von „Green Book“ so tief verinnerlicht, dass es für ihn unmöglich ist, ein Glas zu benutzen, nachdem eine Schwarze Person daraus getrunken hat. Er schmeißt es weg. In dem Film durchläuft er eine Wandlung, er baut eine Art Freundschaft zu Shirley auf. Es wird allerdings nie gezeigt, ob Vallelonga sein vergangenes Verhalten reflektiert oder erkennt, wie tief Rassismus in ihm und der Gesellschaft verankert ist.

Nicht rassistisch zu sein, reicht nicht

Es gehört mehr dazu, als eine befreundete Schwarze Person, um nicht rassistisch zu sein. Es sollte eine Selbstverständlichkeit sein, dass Rassismus eine Entmenschlichung ist und die Betroffenen sehr wohl auch Menschen sind. Diese Erkenntnis darf nicht der letzte Schritt im Kampf gegen Rassismus bleiben. Es muss thematisiert werden, dass Rassismus



Wie eine Mutter kümmert sich Aibileen Clark um das Kind ihrer weißen Vorgesetzten (Screenshot aus „The Help“).

eine strukturelle Diskriminierung ist. Es muss thematisiert werden, dass eine weiße Person automatisch so lange zu einem rassistischen System beiträgt und davon profitiert, bis sie sich aktiv und dauerhaft dagegen einsetzt.

Die Kernaussage von Filmen wie „Blind Side“, „Green Book“, „Hidden Figures“ oder „The Help“ lautet: Rassismus, das war früher mal. Und selbst da war es gar nicht so schlimm, es gab ja auch nette Weiße. Die Filme verbergen die unangenehme Wahrheit, dass es auch heute noch ein langer Weg bis zur Gleichberechtigung ist. Jede*r muss sich weiterbilden und an sich arbeiten. Die Filme sind ähnlich wie die „Separate but equal“-Doktrin

zu Beginn des Textes: nichts weiter als ein beruhigender Euphemismus.

Zu unserer Recherche



1009 Minuten. In derselben Zeit hätten wir 13712 km reisen können – von New York nach Manila auf den Philippinen. Stattdessen ist das die Zeit, die wir in Vorbereitung auf unseren Text damit verbracht haben, White-Savior-Filme anzuschauen.

Anzeige



Martin Thurner

- Raumausstatter -

Marktgasse 18

Tel | 08421 99844

85072 Eichstätt

Fax | 08421 99845

info@martin-thurner.de

Ihr Fachbetrieb für

Fußböden (Linoleum, Parkett, Teppich, Kork) sowie

Fußbodenrestaurierung, Polsterarbeiten, Sonnenschutz und Vorhänge.



Ein bisschen Frieden

Als größtes Musikevent der Welt verbindet der *Eurovision Song Contest* Menschen auf dem ganzen Globus. Ob vor dem Fernseher oder bei der Veranstaltung vor Ort. Doch für viele ist der Songcontest mehr als nur eine Show.
Text: Max Danhauser, Sebastian Engelschall, Henri Gallbronner und Claudia Moser

Jedes Mal, wenn zu Beginn des großen Finales Marc-Antoine Charpentiers „Te Deum“, die Eurovisionshymne, erklingt, vergießt Miguel Blanco, 44, ein paar Freudentränen. „Dann sag‘ ich: ‚Ok Miguel, du hast wieder ein Jahr geschafft‘“, erzählt er, ohne dabei in Wehmut zu verfallen. Irgendwie scheint das die Liebe zu sein, die er für den *Eurovision Song Contest* (ESC) empfindet. „Das ist dann auch so ein Moment, wo Miguel wirklich innehält“, sagt sein Ehemann Burkhard Nawroth, 55. Die beiden haben sich 2003 auf dem Kölner Christopher-Street-Day kennengelernt und ihre gemeinsame Leidenschaft für den Wettbewerb entdeckt. Sie waren erst verpartnert, seit Januar 2019 sind sie verheiratet.

Was als Leidenschaft zu Kindeszeiten mit der Familie vor dem Fernseher begann, ist für die beiden bald mehr als nur ein Abend im Jahr geworden. Schon zu Schulzeiten drehte sich für Miguel alles um den ESC. Damals im Gymnasium habe er statt Latein lieber Französisch gewählt. Er lacht. „Damit ich die französischen Texte verstehen konnte.“ Und die Liebe zum ESC, die besondere Verbindung dazu, beschreibt er heute so: „Es ist ein bisschen Nostalgie.“ Denn bis in die 90er Jahre wurden die Lieder noch in Landessprache gesungen. „Wenn du mich jetzt fragen würdest, Türkei 1991, wie war das Lied? Das würde ich vorsingen können. Auch wenn ich nicht ein Wort verstehe. Das ist die Öffnung von neuen Kulturen und anderen Sprachen.“

Miguels Leidenschaft zu den alten ESC-Titeln lässt sich an seinem kleinen „Museum“ erkennen, das er in der 18 Quadratmeter großen Garten-

laube eingerichtet hat. Dort stehen Exponate und Souvenirs aus aller Welt, die Burkhard und ihn dem ESC näher bringen. Darunter 1600 Lieder, ob auf Schallplatten, Kassetten oder USB-Stick. An den Wänden hängen Fotos vergangener ESCs, überall flattern kleine Fähnchen, in den Regalen stehen allerlei Statuen, wie die gläserne Replika einer Siegetrophäe.

Vor vier Jahren haben sie ihren eigenen Fanclub gegründet, an dessen Spitze sie stehen. Seither zelebriert der *Eurovision Fanclub Ruhr Westfalia e.V.* den ESC zuhause im Ruhrgebiet. Einmal im Monat treffen sich die rund dreißig Mitglieder zu einem Stammtisch im Dortmunder Lokal *Pfeffermühle*. Dort tauschen sich die Fans aus, fachsimpeln über ihre Favoriten und was sich das Jahr über so beim ESC bewegt. Doch auch das Flair des Wettbewerbs hält Einzug in die *Pfeffermühle*. So wird nicht nur *Wer wird Millionär?* mit Fragen rund um den Songcontest gespielt, auch ihre eigenen ESCs veranstalten sie.

Jedes Jahr im April simulieren sie mit den *YouTube*-Videos der Teilnehmerländer ihren persönlichen Eurovision. „Jeder gibt seine Wertung ab und dann haben wir einen eigenen Sieger“, sagt Miguel. Das könne schon mal bis weit nach Mitternacht gehen. Zu Lasten des Personals.

Da es sich dabei um ein jugoslawisch geprägtes Restaurant handelt, hat der Verein einst extra einen jugoslawischen Abend zu Ehren des Personals veranstaltet. Miguel hat dabei Erstaunliches beobachtet: „Da sagt dann ein Kroat zu einem Bosnier: ‚Kennst du dieses Lied?‘ ‚Ja, das kenn ich auch!‘“. Die Musik und der ESC als Brücke zwischen Nationen – Nationen, die sich einst im Krieg gegenüberstanden.

Miguel und Burkhard tragen den ESC und seine Strahlkraft auch über den Club hinaus. „Wir möchten nicht immer unter unseren Gleichen sein, sondern den ESC auch den ‚normalen‘ Bürgern näherbringen.“ Neben vielen sozialen Projekten unterstützen sie einmal im Jahr den *euRUBvision* der Ruhr-Universität Bochum. An diesem Abend im April treffen Studierende auf eingefleischte ESC-Fans und diskutieren alle möglichen Aspekte des Musikwettbewerbs. Für das passende Programm sorgen Miguel und Burkhard: „Wir stellen Songs und Videos zusammen und unterstützen die Moderation.“ Neben Videos gibt es auch Liveacts. Das Ganze soll Studierenden die Möglichkeit geben, sich auszuprobieren, Songs zu interpretieren und diese auf der Bühne zu präsentieren. „Andererseits soll es auch uns bekannt machen – respektive den Eurovision in den Vordergrund stellen“, sagt Burkhard. Showablauf und Voting ähneln dabei dem offiziellen Songcontest.

Wenn die Dortmunder Miguel und Burkhard von ihren Erlebnissen vom ESC erzählen, dann ist es so, als würden sie ein Bilderbuch aufschlagen. Ein großes, buntes, mit unzähligen Geschichten, Anekdoten und schillernden Begegnungen.

Seit 2007 besuchen die beiden ihren ESC auch vor Ort. „Das ist dann unser Jahresurlaub“, sagen sie. Außer in diesem Jahr, da machte Corona ihnen einen Strich durch die Rechnung: Kein ESC, also keine Reise nach Rotterdam. Doch für Miguel und Burkhard ist das kein Grund, weniger euphorisch zu reagieren, wenn es um die Bedeutung des ESC geht. Für sie steht der ESC für Völkerverständigung, Kennenlernen Europas und Gleichberechtigung aller Gruppen.



Das Paar im Eurovillage in Lissabon (Fotos: privat).



Burkhard mit Conchita Wurst.



Ein kleiner ESC: Der euRUBvision.

Glossar

LGBTQ: Die Abkürzung steht für Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Queer. Zur LGBTQ-Community gehören unter anderem homo- und bisexuelle Menschen genauso wie Transgender. Die Sammelbezeichnung „Queer“ erfasst darüber hinaus sämtliche weitere sexuelle Orientierungen und Geschlechtsidentitäten.

Völkerverständigung und Europa kennenlernen

Wo sonst gibt es eine Möglichkeit, bei der Europa an einem Abend an einem Ort zusammenkommt? Was als Intention der Gründer des ESC Mitte der 1950er Jahre vorgedacht wurde, lebt heute noch weiter. Auch außerhalb der Halle, schon Tage vor dem großen Finale, verwandelt sich der Austragungsort in eine große *Eurovision*-Fanmeile. Im sogenannten *Eurovillage* können Einheimische und Fans aus aller Welt zusammen das Lebensgefühl von Eurovision hautnah erleben. Es gibt Buden, Sitzgelegenheiten und Liveacts. Menschen verweilen, lauschen der Musik und fiebern dem Event des Jahres entgegen: ihrem ESC.

Dieses Fandorf liefert in der Woche vor dem Finale einen Einblick, was Europa erwarten wird. An jeder Ecke sind Fans mit bunten Verkleidungen aus über 40 Teilnehmerländern anzutreffen. Es wird getanzt, gefeiert und sich unterhalten. Deswegen gehen auch Miguel und Burkhard gerne in das *Eurovillage*. So kommen sie mit ESC-Begeisterten aus den anderen Ländern in Kontakt. Verständigt wird sich auf Englisch. „Die haben alle ungefähr das gleiche Level und man unterhält sich über das gleiche Hobby“, sagt Miguel.

Gerne trinke man noch ein Bierchen miteinander. „Und dann bilden sich auch Freundschaften, die sonst nicht möglich wären.“ Zum Beispiel mit einem Spanier, der auch Miguel heiße. „Den haben wir erst immer Selfie-Crasher genannt“, erzählen sie. „Immer wenn wir ein Selfie gemacht haben, war er mitten im Bild drauf.“ So langsam kamen sie mit ihm ins Gespräch. „Der hat auch seine Mutter noch mitgebracht“, erinnert sich Burkhard. „Dann haben wir die auch noch kennengelernt“, meint Miguel. „Und seitdem schreiben wir auch Weihnachtskarten.“ Fast jedes Jahr treffen

sie Miguel und andere Bekannte dann beim ESC wieder. „Man kann das mit einem europäischen Klassentreffen vergleichen“, sagt Miguel mit einem Lächeln auf den Lippen.

Durch ihre Besuche beim Songcontest kommen Miguel und Burkhard viel herum. „Wann wäre ich sonst freiwillig mal nach Helsinki gefahren, oder Moskau“, sagt Burkhard. Er lacht. „Du kommst halt in Regionen und Kulturkreise, die nicht Standard sind.“ Miguel meint: „Wenn wir schonmal da sind, dann wollen wir auch das Land und die Leute kennen lernen.“ Und so auch 2009 beim Russland-ESC in Moskau. Zuerst hatten sie Bedenken: „Wir wussten nicht, fliegen wir hin, fliegen wir nicht hin? Wegen der politischen Lage“, meint Miguel. Das Ehepaar entschied sich dann doch für einen Besuch.

Es ist der 9. Mai 2009. Jener Tag, an dem Russland seinen Sieg über Nazideutschland feiert. Und das alles mit einer pompösen Militär-Parade auf dem Roten Platz vor den Augen tausender Leute. Unter ihnen auch Miguel und Burkhard. Im Publikum sind auch viele Menschen, die einst im Krieg gekämpft haben. Der damalige Präsident Dmitri Medwedew hält eine Rede, hunderte Soldaten marschieren im Gleichschritt und halten Maschinengewehre in den Händen. Über ihnen fliegen Hubschrauberkolonnen und Kampffjets. Panzer in Tarnfarben rollen heran, gefolgt von Raketen. „Dieses martialische, mit den Waffen. Und die Raketen vor der Nase. Das ist für uns völlig ungewohnt, das kennen wir gar nicht“, schildert Burkhard.

Die Waffen machen ihm und Miguel nichts aus. Zunächst haben sie ganz andere Sorgen: Wie würden sie als Deutsche wahrgenommen werden? Zu erkennen sind sie an ihrer schlichten Kleidung und an den Rucksäcken. Typische Touristen. „Wir hatten nicht

dieses vaterländische Schleifchen da an," erinnert sich Burkhard. Das orange-schwarz gestreifte Sankt-Georgs-Band wird an diesem Tag von Einheimischen zum Zeichen des Sieges über die Nazis getragen. Miguel erzählt: „Und dann haben wir uns gesagt: ‚Ok, Schnauze halten, kein Deutsch! Wir gucken uns das an.‘“ Doch sie werden entdeckt und angesprochen, von einer Kriegsveteranin, die neben Burkhard steht. Auf Deutsch. Doch sie verurteilt die beiden nicht aufgrund ihrer Herkunft. Vielmehr ist sie aufgeschlossen gegenüber Deutschland, hat eine hohe Meinung von diesem Land. Eine herzliche Begegnung, wie es die beiden schildern. „Das war so schön“, sagt Miguel heute noch mit Begeisterung. Burkhard stimmt ihm zu.

Nach der Parade treffen sie in einem Kiosk wieder auf einen Veteranen, der sie anspricht. Wieder auf Deutsch. „Er kannte nur so ein paar Wörter“, sagt Miguel, „Und wir haben rausgehört, er war im Krieg in Leipzig. Und er sagte nur: ‚Hitler jetzt tot. Alles gut.‘“

„Und die Frau da in Moskau“, sagt Burkhard, „die wird immer, egal was man über Deutschland sagt, wissen, ich habe ja mal Deutsche kennengelernt und die waren eigentlich ganz normal. Wie Du und ich.“ Solche Begegnungen, auch das ist Eurovision.

Gleichberechtigung aller Gruppen

Der ESC steht mit seiner Wirkung, seinen jährlich rund 200 Millionen Menschen vor dem Fernseher und den tausenden begeisterten Fans vor Ort für ein einzigartiges, glamouröses Ereignis im Jahr. Der ESC, so sagen Miguel und Burkhard, steht eben auch für Toleranz. Jeder könne so sein, wie er sein mag. Das sieht man auch daran, dass sich innerhalb der LGBTQ-Bewegung eine internationale Fangemeinde gebildet hat, die den ESC seit Jahren feiert und besucht.

„Man kann den ESC mit einem europäischen Klassentreffen vergleichen.“

Seit Dana International 1998 für Israel einen Sieg errang, ist der Hype losgebrochen. Dana International ist transgender. Doch am populärsten und wichtigsten für die Bewegung war der Sieg der Österreicherin Conchita Wurst 2014 in Kopenhagen. Sie ist mehr als ein PR-Gag für einen Abend. Niemand anderes steht seither so für die Toleranz gegenüber Menschen jeglicher sexueller Orientierung.

„Die Frau mit Bart“, schmunzelt Burkhard. Er und Miguel erinnern sich heute noch daran, wie sie von einer unscheinbaren Teilnehmerin, „eine unter vielen“, wie Burkhard es ausdrückt, zur Ikone einer ganzen Bewegung wurde. Miguel und Burkhard sind miteinander verheiratet, bezeichnen sich aber nicht als Aktivisten der LGBTQ-Bewegung. Die Momente vor Ort bleiben für sie aber trotzdem unvergessen.

Denn sie haben in Kopenhagen eine Presseakkreditierung für die *Ruhr-Nachrichten*. Und sind auch bei der ersten Pressekonferenz von Conchita Wurst im Vorfeld des Songcontests dabei. Wie anfangs üblich „war das nicht rappellvoll“, sagt Burkhard. Der Hype um sie wird erst später entstehen. „In der ersten Pressekonferenz wurde immer die gleiche Frage gestellt“, beschwert sich Miguel. „Jedes Mal dieses Klischee aufrechterhalten: ‚Was bist du eigentlich?‘“. Aber Conchita Wurst reagiert gelassen. „Sie ist total cool geblieben und hat jede einzelne Frage beantwortet.“

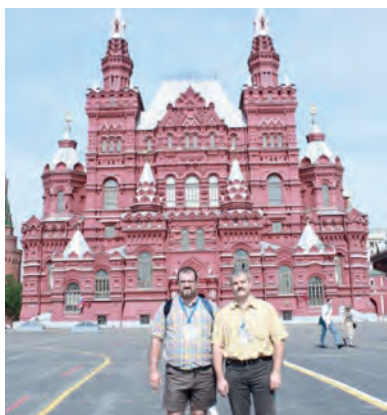
Doch sie kommen Conchita Wurst näher. „Wir konnten sie noch im Euroclub treffen“, sagt Miguel. Das Vega in Kopenhagen, beim ESC 2014 der offizielle Euroclub, strahlt mit seinen goldbraunen Wänden eine einzigartige Atmosphäre aus. Etwa 1500 Menschen tummeln sich auf Tanzfläche, in den Gängen und an der Bar. Fans tanzen ausgelassen zur Musik, singen



Auf unserer Website findet ihr einen Beitrag über Punkte-Freundschaften beim ESC und ein Interview mit ARD-Kommentator Peter Urban.

fröhlich mit und tauschen sich aus. Und irgendwo in diesem Menschengewirr finden Miguel und Burkhard Conchita Wurst. Die beiden kommen mit ihr ins Gespräch. „Ich hatte ja Angst sie anzufassen, dass sie sich die Knochen bricht“, sagt Miguel. „Wie damals bei Celine Dion. Bei der hatte ich auch Angst. Die ist ja auch 1,40 groß.“ Er schmunzelt etwas bei seiner Übertreibung. „Da machst du so“, er stupst einmal in die Luft, „und kaputt.“ Er nimmt all seinen Mut zusammen, fragt Conchita Wurst, ob ihr Bart denn wirklich echt sei. „Fass doch mal an“, erwidert sie. Mit dem Handrücken streichelt er vorsichtig über ihre Wange. „Er ist echt“, sagt Miguel mit einem Schmunzeln.

„So einen Smalltalk konnte man mit ihr noch machen. Zu dem Zeitpunkt. Danach kamst du ja nicht mehr



Miguel und Burkhard in Moskau (Foto: privat).

in ihre Nähe.“ Denn dann kam das erste Halbfinale. Miguel erzählt: „Vorher hatte man das nur über *YouTube* gehört, als Studioversion.“ Keiner wusste vorher, ob sie live gut singen könne. Sie sang live. Und jeder war begeistert. „Und voilà! Sie war plötzlich der Renner und Favorit.“ Der Hype um Conchita Wurst hielt sich bis in das Finale:

Die Bühne ist in dunkle Schatten gehüllt, Nebel wabert über den Boden. Ein sanfter Lichtstrahl fällt auf die „Frau mit Bart“ in ihrem champagnerfarbenen Kleid. Schon nach den ersten Tönen wird sie vom Publikum gefeiert. Sanftes Klavier und ebenso dezente Streicher bringen eine sou-

lige Melancholie mit und ebnen den Weg zu einem orchestralen Bombast im Refrain. Dort bricht es aus ihr heraus: „Rise Like A Phoenix“. Die Menschen in der Halle steigen im Chor ein. Wie ein Phönix aus der Asche erstrahlen die Augen des Publikums durch die Scheinwerfer. Conchita steht inmitten einer feurigen Lichtshow, ihre langen schwarzen Haare wehen im Wind. Ihre Ballade bricht mit Wucht herein. Conchita schreit ihre Gefühle nur so heraus. „Once I’m transformed, once I’m reborn.“ Der Phönix erwacht zum Leben. „Der Auftritt war klasse“, schwärmt Burkhard. „Sie hat mit ihrer Inszenierung überzeugt.“ Mit 52 Punkten Vorsprung gewinnt Conchita den ESC.

Europa hält zu ihr, die Fans halten zu ihr. Und zu LGBTQ. „Dieser Abend ist all denjenigen gewidmet, die an eine Zukunft voll Frieden und Freiheit glauben. Ihr wisst, wer ihr seid“, sagt Conchita mit ihrer gläsernen Siegetrophäe in der Hand. Burkhard erinnert sich: „Und dann sagt sie ‚We are unstoppable‘ und reckt ihre Trophäe in die Höhe.“ Conchita weint dabei. Wir sind nicht aufzuhalten. Und der ESC ist genau die Bühne, die internationale Plattform, die das zeigt. Aus einem jubelnden Meer aus allerlei Flaggen und jenen Regenbogenfarben

sind laute Rufe zu hören. „Conchita! Conchita!“

„Eine Welt ohne den ESC wäre traurig“, sagt Miguel. „Eintönig“, ergänzt Burkhard. Und er weiß, was er am ESC schätzen kann. Er sagt: „Ein Aspekt dabei, der mich glücklich macht, ist, dass ich das mit meinem Mann gemeinsam teilen kann.“

Nächstes Jahr wird der ESC in Rotterdam stattfinden. Miguel und Burkhard werden wieder hinfahren und den Spirit der Veranstaltung leben, mit den Menschen feiern, Europa genießen. Und dann wird auch wieder die Eurovisionshymne erklingen. Miguel verdrückt sicher wieder ein paar Freudentränen.



Zu unserer Recherche

Im TV-Beitrag wollten wir symbolisch den ESC feiern. Unser Kameramann filmte, wie Reporterin Claudia eine Sektflasche öffnete, die bereits dreieinhalb Stunden im glühenden Scheinwerferlicht stand. Claudia fummelte am Korkverschluss, bis dieser plötzlich nach oben schoss und sich der Sekt überall verteilte. Das Ergebnis bleibt für die Ewigkeit: auf Band und als Delle an der Zimmerdecke.

Anzeige

Eichstätter Universitätsgesellschaft

Die Eichstätter Universitätsgesellschaft ist ein Freundes- und Förderkreis, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die KU bei der Verwirklichung ihrer wissenschaftlichen und kulturellen Ziele zu unterstützen. Neben jährlichen Preisen beim DIES ACADEMICUS für die besten Promotionen bzw. Habilitationen helfen wir vor allem bei Tagungen, Kolloquien und Exkursionen finanzielle Engpässe auszugleichen, die mit universitären Haushaltsmitteln nicht oder nur zum Teil finanziert werden können.

Wenn Sie bei diesen Aufgaben mithelfen wollen, können Sie zu einem Jahresbeitrag von 32 Euro Mitglied werden.

Weitere Informationen sowie Konten für Spenden und Mitgliedsbeiträge und ein Formular für die Beitrittsklärung finden Sie unter: <https://www.ku.de/unsere-ku/stiftungen-und-foerderer>.

Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung!



Mehr einsteins.

Uns gibt es nicht nur auf Papier, sondern auch online auf unserer Website einsteins-magazin.de und den Social-Media-Plattformen *Instagram*, *Twitter* und *Facebook* sowie als TV-Sendung auf *YouTube*.

einsteins. *Online*



einsteins-magazin.de

Auf unserer Website findet ihr unter anderem...

- eine animierte Karte, die eine beschwerliche Flucht ins Camp Moria auf der Insel Lesbos nachzeichnet
- Informationen rund um das Prinzip der Solidarischen Landwirtschaft, ein FAQ zum Thema sowie eine Gemüse-Statistik, in der Zahlen zur aktuellen Lage auf dem Lebensmittelmarkt dargestellt werden
- ein Interview mit Kevin Kühnert. Der stellvertretende SPD-Bundesvorsitzende erklärt, warum das Entstehen für gemeinschaftliche Werte ein wichtiges Gut unserer Demokratie ist

einsteins. *TV*



[/journalistikstudium](https://www.youtube.com/channel/journalistikstudium)

Auf unserem YouTube-Kanal seht ihr unter anderem...

- wie Werbefilme, in denen Afrika als primitiv und einseitig gezeigt wird, parodiert werden
- wie Melanie von ihrer Organtransplantation erzählt und wie Experten die Situation rund um das Spenden menschlicher Organe nach dem Tod bewerten
- wie Tierschützerinnen einschätzen, ob menschlicher Artenschutz solidarisch ist oder ob wir der Natur ihren Lauf lassen sollten

einsteins. *Social Media*



[@einsteinsmagazin](https://www.instagram.com/einsteinsmagazin)



[@einsteins](https://twitter.com/einsteins)



[einsteinsmagazin](https://www.facebook.com/einsteinsmagazin)

einsteins spricht gerade...

Print



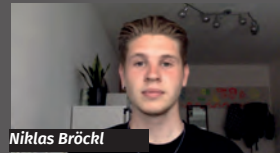
Nina Müller (Ltg.)



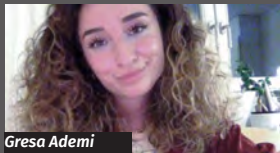
Henri Gallbrunner (Koordination, stv. Ltg. Print und Text)



Nadja Zinsmeister (Ltg. Layout)



Niklas Bröckl



Gresa Ademi



Tobias Hecker



Nicolas Linner

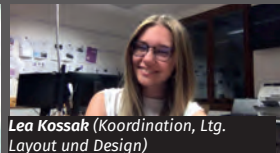
Online



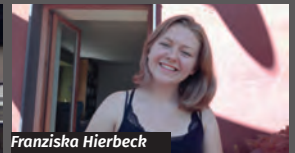
Kilian Marx (Ltg.)



Louisa Müller (Stv. Ltg.)



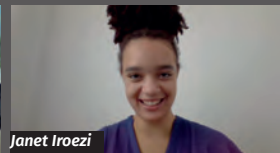
Lea Kossak (Koordination, Ltg. Layout und Design)



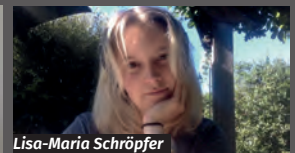
Franziska Hierbeck



Mykola Vytivskyi



Janet Iroezi



Lisa-Maria Schröpfer

Text



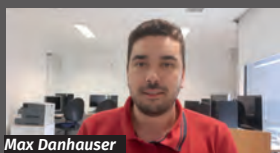
Ilka Dorothea Schnelle (Ltg.)



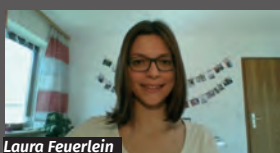
Alexander Steger



Zoe Rüsenschmidt

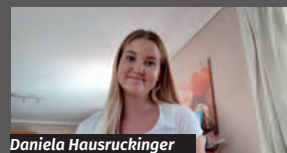


Max Danhauser

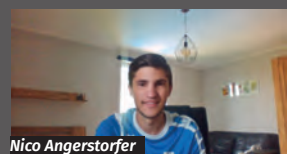


Laura Feuerlein

Marketing



Daniela Hausruckinger

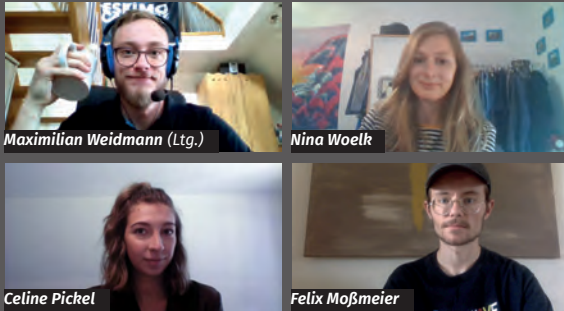


Nico Angerstorfer

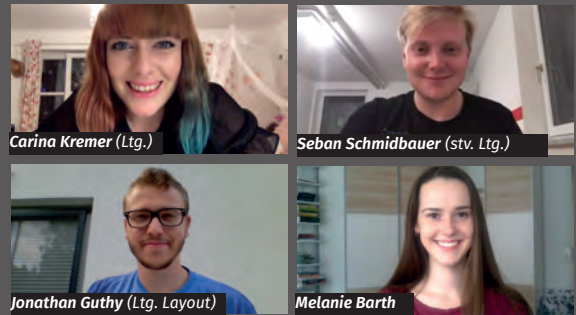


Sie sehen den Bildschirm unserer Redaktion

Bild



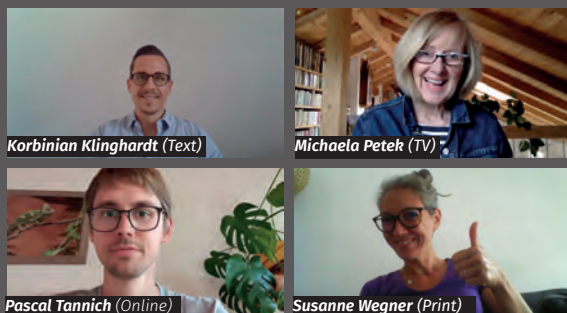
Social Media



TV



Dozierende



Technischer Support



Impressum

Redaktionelle Beratung

Marc Baumann (SZ-Magazin)
Daniel Peter (Main-Post)

Juristische Beratung

Rechtsanwalt
Prof. Dr. Ernst Fricke
(Honorarprofessor)

Druck und Auflage

Marketing Gabler
Unter der Straße 40
85116 Egweil
1400 Exemplare

Verantwortliche Dozierende

Korbinian Klinghardt
Susanne Wegner

Studiengang Journalistik
Katholische Universität
Eichstätt-Ingolstadt
Ostenstraße 25
85072 Eichstätt

In Kooperation mit



Im Wintersemester 2020/21 findet an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt eine Ringvorlesung zum Thema Solidarität statt. Themen sind unter anderem #BlackLivesMatter, Solidarität mit Geflüchteten oder Solidarität mit nicht-menschlichem Leben. Mehr Infos unter

www.ku.de/studierende/studium-pro/pro-diskurs/kuniversale

Anzeige

Du bist Absolvent*in der Eichstätter Journalistik? Dann werde Mitglied beim AEJ!

Wer wir sind:

Mehr als 200 Absolventinnen und Absolventen des Eichstätter Journalistik-Studiengangs aus über zwei Jahrzehnten. Wir wollen den Erfahrungsaustausch und die Vernetzung zwischen Absolvent*innen, Studierenden und Mitarbeiter*innen des Studiengangs Journalistik fördern.

Was wir bieten:

Exklusiv für unsere Mitglieder organisierte Workshops, Vorträge, Redaktionsbesuche und Diskussionsrunden - Vermittlung von Mentoren und Informationen zu spannenden Stellenausschreibungen - Newsletter und jährliches Treffen für den regelmäßigen Austausch.

Weitere Infos unter **www.aejonline.de**



Absolventen der
Eichstätter
Journalistik e.V.

Kontakt
info@aej.de
Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt
Journalistik / AEJ e.V.
85071 Eichstätt



Liebe einsteins-Leser*innen,

dieses Jahr ist alles anders: Die Corona-Pandemie hat unsere Magazin-Produktion hart getroffen. Persönliche Absprachen unter den Reporter*innen wurden online geführt, Recherchen vor Ort waren nur eingeschränkt und unter Einhaltung strenger Hygieneauflagen möglich. Zu Beginn des Projektes war noch nicht einmal klar, ob es heuer überhaupt eine gedruckte Ausgabe geben wird. Und das ausgerechnet zum 30. Jubiläum.

Trotz all dieser Widerstände: Wir haben alles dafür gegeben, dass ihr, liebe einsteins-Leser*innen, nun diese Jubiläumsausgabe in den Händen halten könnt. Leider hat das Coronavirus auch unsere traditionellen Vertriebswege durcheinandergewir-

belt. Aber keine Sorge: Selbstverständlich könnt ihr dieses Heft direkt bei uns bestellen. Schickt dazu einfach eine E-Mail mit eurer Adresse an info@einsteins-magazin.de.

Dieser Service ist auch verbunden mit einer kleinen Bitte: Wie wichtig unabhängiger Journalismus ist, und vor allem, wie abhängig unabhängiger Journalismus von (finanzieller) Unterstützung ist, haben unsere Reporter*innen heuer eindrucksvoll erfahren. Daher unser Aufruf an euch: Zeigt euch solidarisch mit einsteins und unterstützt unseren Magazin-Journalismus mit einer Spende. Spenden ab einer Summe von fünf Euro überweist ihr bitte an folgende Bankverbindung:

*Stiftung Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt
Volksbank Raiffeisenbank Bayern Mitte eG
IBAN: DE67 7216 0818 0009 6329 99
SWIFT-BIC: GENODEF1INP
Verw.Zweck: Journalistik – einsteins 2020*

Dafür sind wir euch dankbar!
Euer einsteins-Team



Wenn ihr eine Online-Banking-App auf eurem Smartphone habt, könnt ihr mit diesem Code direkt fünf Euro überweisen.

